Eine Frau mit drei Gesichtern.

Humoristischer Roman

von

Paul de Kock.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Dritter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1860.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Erstes Capitel.

Neue Aufschlüsse.

Auf der Börse lacht man Dufourré in's Gesicht aus, als er seine Interimsactien der Steinkohlenwerke im Departement Pas-de-Calais vorzeigt. Bei seinem Wechselagenten thut man dasselbe.

Der kleine elegante Herr kehrt wüthend nach Hause zurück und wirft sich in einen Sessel, indem er ausruft:

»Ach, ich bin betrogen! ich bin ruinirt! Ach, Jolibeau, warum habe ich deinen Worten nicht geglaubt!«

Jolibeau, der seinen Herrn ganz verstört hat eintreten sehen, und ihm in den Salon gefolgt ist, murmelt in kläglichem Tone:

»Mein Herr, die Leute von Geist sind die, welche man am leichtesten betriegt — weil sie nicht den Handels-, den Geschäftsgeist besitzen.«

»Du hast Recht, Jolibeau — Du sprichst wie Cicero. Ja, ich bin zu arglos, ich will nicht an's Böse glauben, und dann kleidete sich dieser Saint-Croisy so gut, er trug sich so vollkommen elegant —«

»Es war Bellaflores, Herr Dufourré.«

»Ja, es ist voller Grund vorhanden, zu glauben, daß Du Dich nicht geirrt hast.«

»Er hat uns wohl um eine bedeutende Summe betrogen?«

»Um dreißigtausend Francs.«

»Pest! das ist kein Pappenstiel!«

»O, ich kann diesen Verlust schon noch ertragen. Ich werde mich in meinen Ausgaben etwas einschränken und einige Zeit lang mich enthalten, den Damen Bouquets anzubieten.«

»Das werden Sie nicht können, Sie sind so galant.«

»Du begreifst wohl, daß ich unter Bouquets jene schönen Geschenke verstehe, welche ich hinzufügte. Was mich am meisten bei dieser Sache erbittert, ist, daß ich mich durch diesen gemeinen Gauner habe hinter's Licht führen lassen.«

»Jetzt haben Sie den richtigen Ausdruck gebraucht — er ist ein gemeiner Gauner.«

»Aber, wenn ich ihm wieder begegne, dann schwöre ich Dir, Jolibeau, daß er eine häßliche Viertelstunde erleben soll.«

»Sie werden ihn nicht wieder finden, mein Herr; er ist sicherlich mit Ihrem Geld fortgegangen, um anderwärts neue Betriegereien zu verüben.«

»Jolibeau, man klingelt! Wenn er es zufällig wäre und käme, um mich in eine neue Schlinge zu locken —«

»Das ist nicht wahrscheinlich; er hat wohl bemerkt, wie ich ihn ansah, als er das letzte Mal hier war.«

»Nun so geh doch und öffne.«

Der Portier bringt einen Brief an Herrn Endymion Dufourré. Dieser betrachtet die Aufschrift und sagt:

»Diese Hand kenne ich nicht — wenn der Brief von diesem Saint-Croisy wäre!«

»Der Ihnen Ihre Bankbillets zurückschickt? Das ist nicht wahrscheinlich, Herr Dufourré.«

Endymion beeilt sich den Brief zu lesen, der blos folgende Zeilen enthält:

»Warum gehen Sie nicht mehr nach Saint-Gervais in das Hotel Pothery? Sie werden dort sehnlichst herbeigewünscht — man würde sich sehr freuen, Sie zu sehen.«

Die Lectüre dieses Billets versetzt unsern Elegant in Entzücken. Er vergißt den Verlust seiner dreißigtausend Francs und lächelt Jolibeau an, indem er sagt:

»Das ist aber etwas im höchsten Grade Erfreuliches. Was meinst Du dazu, Jolibeau?«

»Wer schreibt Ihnen denn dieses Billet?«

»Es ist ohne Unterschrift — aber Du kannst Dir denken, daß ich errathe, woher diese Botschaft kommt.«

»Ah, Sie wissen also, von wem sie ist?«

»Pardieu! Wer sonst als eine Dame würde mir auf diese Weise schreiben? Sie werden sehnlichst herbeigewünscht — man wird sich sehr freuen, Sie zu sehen.«

»Das ist ja beinahe eine Liebeserklärung.«

»Freilich ist es eine, Jolibeau. O darauf verstehe ich mich!«

»Und Sie glauben, es sei Madame Pothery, die Ihnen dies schreibt?«

»Madame Pothery! Daß Dich doch der Teufel hole! Wie kommst Du auf Madame Pothery?«

»Nun, ist sie denn nicht die Wirthin des Hotels?«

»Ach was! Dieses anonyme Billet kommt von der verführerischen Madame Eduard!«

»Von der geheimnißvollen Dame?«

»Ja, von der entzückend schönen Dame, der ich auf sehr entschiedene Weise den Hof gemacht habe. Sie hat sich streng gezeigt — sie hat mich kurz gehalten — und da sie nun sieht, daß ich nicht mehr nach Saint-Gervais komme, so ärgert sie sich über meine Untreue und will mich wieder zu ihren Füßen sehen. Ja, ja, so sind viele Frauen! Folgen wir unaufhörlich ihren Tritten, so behandeln sie uns wie Negersclaven. Thun wir dagegen, als ob wir nicht mehr an sie dächten, so laufen sie sofort uns nach.«

»Das ist sehr wahr, Herr Dufourré; es ist dies eine Wahrheit, die so alt ist wie die Welt. Es kommt dies in allen Theaterstücken vor, aber im wirklichen Leben noch viel häufiger.«

»Wenn es nicht schon zu spät wäre, so würde ich mich auf der Stelle nach Saint-Gervais begeben.«

»Es wird besser sein, wenn Sie ein wenig auf sich warten lassen.«

»Du siehst aber doch, daß man bereits mit Sehnsucht mich erwartet, da man mir es schreibt — die Geschichte mit meiner Wade muß vergessen sein.«

»Mein Himmel! das war ein Krampf, weiter nichts!«

»Du hast Recht — es ist schon ein Monat vergangen — nun kann es nur noch ein Krampf sein. Doch gleichviel — ich werde ein Paar weite Beinkleider anziehen, welche die Umrisse des Beins nicht hervortreten lassen — aber Du wirst meinen Schnürleib scharf zusammenziehen, mein verwünschter Bauch tritt immer so weit hervor — das ist är-

gerlich. — Wie wäre es, wennich nichts äße, oder vielmehr mich nur von Spritzgebackenem nährte — das ist sehr wenig nahrhaft.«

»Thun Sie das nicht, Herr Dufourré. Sie würden sich dadurch den Magen ruiniren. Essen Sie im Gegentheile recht viel — sehen Sie doch die magern Leute an — diese sind immer die gefräßigsten; sie essen wie Hamster.«

»Du hast wirklich Recht, Jolibeau; geh und hole mir eine Gänseleberpastete — ich werde mich sogleich darübermachen.«

Am nächstfolgenden Tage gegen zwei Uhr Nachmittags macht Endymion, der in seinem Schnürleib beinahe erstickt, weil er durchaus eine schlanke Taille haben will, aber nicht müde wird, seine Toilette zu bewundern, sich auf den Weg nach Saint-Gervais und sagt unterwegs bei sich selbst:

»Das letzte Mal, als ich mit dieser liebenswürdigen Dame sprach, fragte sie mich, wenn ich mich recht entsinne, wiederholt nach diesem — diesem erbärmlichen Saint-Croisy. Ich empfand sogar eine Anwandlung von Eifersucht — aber pardieu! — wenn sie sich noch für diesen Herrn interessirt, so werde ich ihr reinen Wein einschenken.«

Madame Pothery stößt ihren gewohnten Freudenruf aus, wenn Leute von Paris zu ihr kommen, und verfehlt nicht Endymion zu fragen:

»Werden Sie bei uns diniren?«

»Ja wohl, das ist allerdings meine Absicht,« antwortet der kleine elegante Mann.

»Um so besser — das trifft sich sehr gut — gerade heute wird auch der Vicomte da sein — Sie werden mit ihm diniren.«

»Der Vicomte — was für ein Vicomte?«

»Der Vicomte Leoville — ein allerliebster junger Mann — ein schöner Cavalier — elegant wie Sie! — von feinen, anmuthigen Manieren — alle unsere Damen sind ganz vernarrt in ihn.«

»Ich dächte, es wäre das erste Mal, daß ich von diesem Herrn sprechen hörte.«

»Ja, es sind nicht viel über drei Wochen, daß er hierherkommt — und es ist über einen Monat her, seitdem ich Sie nicht gesehen habe.«

»Das ist wahr, ich bin sehr beschäftigt gewesen. Haben Sie mir vielleicht ein Briefchen geschrieben?«

»Was für ein Briefchen?«

»Ich frage blos, haben Sie mir geschrieben?«

»Ich! Das würde ich mir nicht erlaubt haben — und warum —«

»Genug — die Sache ist erledigt — Sie haben mir nicht geschrieben — weiter wollte ich nichts wissen. Und wer hat denn diesen eleganten Herrn, in den alle Damen vernarrt sind, hierhergebracht?«

»Er besuchte Madame Eduard und sie stellte uns ihn vor.«

»Ah, also wegen Madame Eduard kam er?«

»Und wegen ihr kommt er noch — er ist über alle Begriffe in sie verliebt.«

»Ah, er macht also dieser Dame den Hof?«

»Na, man vermuthet es — der Major macht seine gewöhnlichen Witze darüber — ich sage blos nach, was ich von Andern höre — ich behaupte nichts —«

»Und Madame Eduard?«

»Sie ist im Garten — sie arbeitet in dem Boskel — verzeihen Sie, ich verlasse Sie — ich muß Lieberosen meine Instructionen ertheilen — Sie und der Vicomte zum Diner — da müssen wir etwas Feines zu Tage fördern — wie wäre es, wenn ich Ihnen gebackene Artischoken machen ließe, wie? — das ist ein sehr delicates Gericht — was sagen Sie dazu?«

»Ich habe durchaus nichts dagegen.«

»Dann sollen Sie auch welche bekommen — gerade in solchen Gerichten ist Lieberose unübertrefflich.«

Endymion freut sich keineswegs zu erfahren, daß jetzt ein schöner junger Mann das Hotel Pothery besucht, welcher der schönen Miethbewohnerin den Hof macht, in welche er selbst verliebt ist.

Dennoch begibt er sich sofort in den Garten, indem er bei sich sagt:

»Im Grunde genommen erzählt mir Madame Pothery blos was sie gehört hat — dies beweist nichts. Da übrigens diese liebenswürdige Dame mir geschrieben hat, sie wünsche meine Gegenwart, so geht daraus hervor, daß ich ihr mehr gefalle als dieser Vicomte, der ihr den Hof macht. Und sie hat mir wirklich geschrieben — die Wirthin hat es nicht gethan — welche andere Frau könnte hier meine Gegenwart wünschen? — die Nichte des Majors — gegen diese bin ich stets sehr kalt gewesen — Madame Abraham — diese denkt nur an ihre Kinderbrut — die verwitwete Dame — dieser habe ich niemals ein Compliment gemacht — es kann daher nicht anders sein, als daß das Billet von der schönen Camilla kommt.«

Camilla arbeitete unter einer Fliederlaube. Ihre Ar-

heit beschäftigte sie wenig, sie dachte aber an Leoville, welcher im Laufe dieses Tages kommen sollte; sie fühlte im Voraus das Glück, welches sie genoß, wenn er bei ihr war — der Gedanke, daß sie seine Gattin sein könnte, begann für sie nicht mehr eine Chimäre zu sein.

Sincère war nemlich noch nicht wieder dagewesen und dies bewies, daß er noch nichts wieder über Herrn von Saint-Croisy erfahren hatte. Leoville dagegen fuhr fort ihr über ihren Vater die günstigsten Mittheilungen zu machen.

Als Camilla den eleganten Endymion Dufourré erblickt, welcher mit geziertem Schritt durch den Garten auf sie zukommt, fühlt sie sich lebhaft ergriffen, denn sie sagt sich, daß von dem, was dieser Herr ihr sagen wird, ihr Glück abhängt.

Endymion seinerseits bemerkt, indem er Camilla anredet, die Unruhe, in welche seine Gegenwart sie versetzt, und er verfehlt nicht, diese Bewegung zu seinen Gunsten zu deuten.

»Ah, es ist sehr lange her, seitdem man Sie nicht gesehen, mein Herr,« sagt Camilla, indem sie die Begrüßungen Dufourré's erwiedert.

»Ja, schöne Dame, in der That — es ist einige Zeit her — ich bin in Paris so vielseitig in Anspruch genommen, ich habe selten einen Tag für mich — es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie darauf geachtet haben — daß meine Abwesenheit —«

»Ich will Ihnen nicht verhehlen, mein Herr, daß ich sehr lebhaft gewünscht habe, Sie wiederzusehen.«

»Ach, Sie überhäufen mich mit Güte — aber Sie konnten versichert sein, daß ich herbeieilen würde; es bedurfte

deshalb nicht zweier Zeilen — ein einziges Wort wäre hinreichend gewesen.«

»Wie, mein Herr? — von welchen Zeilen sprechen Sie?«

»Nun, von den Zeilen des reizenden Briefchens — dessen anonymer Schleier für mich vollkommen durchsichtig ist.«

»Ich verstehe Sie durchaus nicht, mein Herr.«

»Sie will nicht gestehen, daß sie an mich geschrieben hat,« sagt Endymion bei sich selbst. »O die Frauen — immer hinterlistig! — indessen, da es ihr Vergnügen macht, die Anonymität zu bewahren, so wollen wir ihr dieses Geheimniß lassen.«

»Sie sind allein gekommen, mein Herr?« hebt Camilla nach einigen Secunden wieder an.

»Ja, schöne Dame — ganz allein — wenn das Herz von einer süßen Hoffnung erfüllt ist, dann bedarf man keines Reisegefährten.«

Endymion läßt auf diese Worte einen schweren Seufzer und einen brennenden Blick folgen, ist aber sehr überrascht, daß man auf diese ausdrucksvolle Pantomime nichts antwortet und sagt bei sich selbst:

»Wie sie sich zu verstellen weiß — wie sie Kälte heuchelt — sie ist sehr cokett — sie mißbraucht die Macht ihrer Reize.«

Camilla, der es nicht einfällt, diesem Herrn gegenüber die Cokette zu spielen, die aber gern auf das Thema kommen möchte, welches sie interessirt, unterbricht einen langen Seufzer, welchen Dufourré abermals ausstößt, indem sie zu ihm sagt:

»Und jener Herr, der Sie eines Nachmittags hier aufsuchte — über den Sie sich so rühmend aussprachen — Herr von Saint-Croisy — haben Sie diesen in der letzten Zeit einmal gesehen?«

»Ah! kommst Du wieder auf das Capitel von Saint-Croisy?« sagt Endymion bei sich selbst. »Warte, das will ich Dir doch verleiden!«

»Nun, mein Herr, Sie antworten mir nicht?«

»Entschuldigen Sie, Madame, in der That — wenn Sie sich für diesen Herrn interessiren, so thut es mir um Ihretwillen leid, denn dieser Mensch ist ein Schuft — ein Elender — ein Verworfener, der blos Ihre Verachtung verdient.«

Camilla wird bleich und stammelt:

»Wie, auf diese Weise sprechen Sie jetzt von einem Manne, den Sie hier als Ihren Freund vorgestellt haben und von dem Sie so viel Gutes und Rühmliches sagten?«

»Was zum Teufel wollen Sie? Meine Schuld ist es nicht. Wenn ich von diesem Spitzbuben Gutes sagte, so geschah es, weil ich ihn für einen ehrlichen Mann hielt, aber er hat mich betrogen, belogen, bestohlen. Wer hätte sich nicht von ihm hintergehen lassen, von einem Manne, der stets auf das geschmackvollste gekleidet war und sich geberdete wie ein Millionär! Theobald sprach auch Gutes von ihm, aber glücklicherweise hat er ihm kein Geld anvertraut — während ich ihm vierzigtausend Francs für sogenannte Steinkohlenactien im Pas-de-Calais gegeben habe, die nun verloren sind, denn der Kerl ist verschwunden und nirgends aufzufinden.«

»Aber, mein Herr, wer sagt Ihnen, wer beweist Ih-

nen, daß dieser Herr von Saint-Croisy nicht zu Ihnen zurückkehren, daß er Ihnen nicht Rechenschaft über das Geld ablegen wird, welches Sie ihm anvertraut haben?«

»Sie glauben, er werde mir mein Geld wiederbringen? O, das kann ich nur immer streichen! Dieser Mensch ist gegenwärtig als ein Gauner und Betrieger erkannt — in einem öffentlichen Café hat ein fremder Herr ihn einen Dieb und Betrieger genannt und er hat sich rasch aus dem Staube gemacht, um nicht festgenommen zu werden, was endlich, wie ich hoffe, doch geschehen wird. Was mich betrifft, so lasse ich ihn, wenn ich ihn sehe, sofort in Nummer Sicher bringen und dann — aber mein Gott — was fehlt Ihnen denn, schöne Dame — Sie wechseln die Farbe — Sie scheinen unwohl zu sein?«

»Ja, mein Herr, in der That — ich fühle mich nicht wohl — ein plötzlicher Schwindel —«

»Ich will Ihnen ein Glas Wasser holen.«

»Ich danke Ihnen — ich will auf mein Zimmer gehen —«

»Dann haben Sie die Güte, meinen Arm anzunehmen.«

»Es ist nicht nöthig — ich will lieber allein gehen.«

»Aber es wird doch keine ernsten Folgen haben — Sie werden doch wiederkommen?«

»Ja, mein Herr, ja — es wird keine Folgen haben.«

Camilla hat sich entfernt und Endymion bleibt allein unter dem Bosket zurück.

Zweites Capitel.

Der Schnürleib.

Der cokette Herr weiß nicht recht, welchem Umstande er das plötzliche Verschwinden der Person zuschreiben soll, um derenwillen er in das Hotel Pothery gekommen ist. Er sagt bei sich selbst:

»Was kann der Grund des plötzlichen Uebelbefindens sein, von welchem diese schöne Frau befallen wurde? Wäre es das, was ich ihr von Saint-Croisy erzählt? Vielleicht hat sie ihm auch Geld anvertraut — doch nein, dies ist nicht wahrscheinlich — die Damen sind nicht gewohnt, ihr Geld anzulegen; es wird vielmehr meine Gegenwart sein, was sie in zu lebhafte Gemüthsbewegung versetzt hat. Diese Gemüthsbewegung hat sie verhehlen wollen und das hat ihr dieses Unwohlsein zugezogen. Ja — ja — so ist es — sie ist an einer zurückgetretenen Gemüthsbewegung erkrankt. Ich für meine Person fühle, daß mein Schnürleib mich ganz verteufelt drückt — aber ich werde mich daran gewöhnen — au! ich glaube, jetzt ist ein Oehr geplatzt —«

»Ah, da ist ja Dufourré — welche angenehme Ueberraschung!«

Unser Elegant richtet bei dem Klange einer ihm bekannten Stimme die Augen empor und erkennt Etienne

Vincent, der in schmutzigen Beinkleidern, in einer kurzen, halb zugeknöpften Jacke und zerknittertem Hemd — mit einem Worte in dem Costüm eines Menschen, der zu Hause ist — vor ihm steht, natürlich wie immer mit seinem Manuscript unter dem Arm und den Bleistift in der Hand.

»Wie, Etienne — Du hier?«

»Wie Du siehst.«

»Und in einem Costüm, welches zu verrathen scheint, daß Du hier wohnst.«

»Mein Costüm sagt die Wahrheit. Schon seit vierzehn Tagen habe ich mich hier auf dem Lande niedergelassen, wo man viel besser arbeiten kann. Es geht nichts über die freie Luft, wenn man Inspirationen sucht. — Hat Madame Pothery Dir nichts davon gesagt, daß ich bei ihr wohne?«

»Nein, sie hat mir blos von einem Vicomte erzählt, der alle Frauen bezaubert — bist Du vielleicht dieser Vicomte, Etienne?«

»Das glaube ich nicht — erstens bin ich nicht hierhergekommen, um mich mit Frauen zu beschäftigen, sondern um zu arbeiten.«

»Du machst wohl Statuetten?«

»Ach nein — ich beende mein Drama.«

»Wie, dieses ist immer noch nicht fertig?«

»Mein Freund, ich bin durchdrungen von jener Regel: Spann hundertmal dein Werk auf deinen Webstuhl auf — das hat Boileau gesagt.«

»Ja, ich weiß wohl, daß Boileau das gesagt hat, deshalb hat er wahrscheinlich auch in seinem Leben nicht viel fertig gebracht. Du erinnerst mich an einen Autor, das heißt an einen Mann, der ein Autor sein wollte — sein ganzes Leben

lang arbeitete er an einem und demselben Stück. Wenn es fertig war, so war er damit nicht zufrieden, und fing wieder von vorn an. Er starb, als er sein Werk eben zum dreißigsten Male wieder auf den Webstuhl spannte, — ohne Zweifel hatte er die Absicht, der Vorschrift Boileau's zu folgen, aber unglücklicherweise lebte er nicht lange genug.«

»O, sei unbesorgt — ich werde mein Drama beenden. Allerdings habe ich den Anfang auch umgearbeitet — aber der Hintergrund ist derselbe. Ich las es gestern Abend Herrn Grandbec vor, der ganz bezaubert davon war. Er ist ein Mann, der einem sehr gute Rathschläge zu ertheilen weiß. Ich hatte einen Portier in meinem Stücke — er hat mich bewogen, ihn zu streichen.«

»Du hattest einen Portier im »Vesuv« angebracht? Oeffnete er den Personen, welche den Vulkan besteigen wollten?«

»Scherze nur zu, Du kennst mein Stück nicht mehr, es spielt nicht fortwährend auf dem Vesuv, ich werde es Dir vorlesen.«

»Nein, o nein, — ich bin nicht auf's Land gekommen, um mir dies Vergnügen zu machen — mache lieber meine Stanette, das wird viel besser sein.«

»Unmöglich, — ich habe kein weiches Wachs hier.«

»Etienne, da Du schon seit vierzehn Tagen hier wohnst, mußt Du doch auch den jungen Vicomte gesehen haben, von welchem Madame Pothery mit so viel Emphase spricht. Ist es wahr, daß er so verführerisch ist? — daß er sich eben so gut kleidet wie ich?«

»Er kleidet sich weit besser als Du, denn er sieht nicht aus, als ob er in seinem Rocke ersticke, wie Du in diesem Augenblicke.«

»Ich sehe aus, als ob ich erstickte? Lieber gar! — ich habe mich ja gar nicht knapp gekleidet.«

»Nun was zum Teufel hast Du denn auf dem Rücken, was so hervorragt und Dir das Ansehen eines Buckeligen gibt?«

»Ich habe etwas auf dem Rücken? Vielleicht einen Maikäfer.«

»Nein — es ist inwendig — es ist etwas, was endlich durch das Tuch deines Rockes hindurchbrechen wird, wenn Du nicht Abhilfe schaffst.«

»Mein Gott — wo denn?«

»Gib mir deine Hand; hier — fühlst Du es jetzt?«

»Ah, sapristi — das ist ein Fischbeinstab meines Schnürleibes, der aus dem Saume gegangen ist — das war es, was vorhin platzte — dieser Dummkopf von Jolibeau — er hat zu scharf zugezogen!«

»Sagte ich nicht, daß Du aussähest, als wolltest Du ersticken?«

»Etienne, mein lieber Freund, sei vernünftig — thue mir den Gefallen, mit deiner Hand unter meine Weste zu fahren — Du kannst diesen Fischbeinstab wieder in die richtige Lage bringen oder ihn lieber ganz herausziehen.«

»Es thut mir leid, daß ich deinen Wunsch nicht erfüllen kann, lieber Freund — ich bin keine Kammerfrau für Männer. Uebrigens sehe ich jetzt auch Herrn Lentille kommen, dem ich versprochen habe, mein neuntes Tableau vorzulesen. Beruhige Dich indessen — wenn man Dich von vorn sieht, so bemerkt man nicht, was hinter deinem Rücken vorgeht.«

Damit entfernt sich der junge Künstler lachend.

»O, was für Menschen gibt es doch!« ruft Endy-

mion. »Er weigert sich, mir diesen kleinen Dienst zu leisten, weil ich mir sein Stück nicht vorlesen lassen wollte. Was soll ich nun thun? Ich kann mich doch nicht in diesem Garten auskleiden? Meinen Schnürleib ausziehen ist unmöglich — denn dann müßte ich mich bis auf die Haut entkleiden. Wenn ich Lieberosen aufsuchte — aber wenn ich sie bitte, mit ihrer Hand in meine Kleider zu fahren, so wird sie glauben, daß ich unziemliche Absichten habe und ein lautes Geschrei erheben. Uebrigens würde sie dann auch allen Miethbewohnern sagen, daß ich einen Schnürleib trage. In der That, dieses Haus bringt mir Unglück. Ha! jetzt kommen die Damen hierher — lehnen wir uns mit dem Rücken an einen Baum — wenn ich mich mit Kraft dagegen stemme, so bringe ich dieses verwünschte Fischbein vielleicht wieder in die richtige Lage — ich sage Fischbein und es ist Stahl — ich muß wirklich aussehen, als wenn ich buckelig wäre — ich werde mich nicht umdrehen.«

Mademoiselle Eolinde nähert sich mit Madame Abraham und zwei anderen Damen. Dufourré macht der Gesellschaft, die an ihm vorübergeht, eine Menge Verbeugungen, aber ohne sich von dem Baume zu entfernen, den er zur Rückenlehne gewählt hat. Die Damen gehen vorüber, ohne stehen zu bleiben.

»Nun bin ich gerettet,« sagt Endymion bei sich selbst. »Und nun wollen wir uns bemühen, den schönen mit Rosen umpflanzten Pavillon zu gewinnen — bin ich einmal hinein, so schließe ich mich ein und dann muß es mir wohl gelingen, dieses verwünschte Fischbein herauszuziehen.«

Ehe jedoch unser Elegant den Pavillon erreicht, sieht

er sich an der Biegung eines Ganges plötzlich dem Major gegenüber.

»Ah, Herr Dufourré!« sagt der Major, indem er einen neugierigen Blick auf die Beine des Stutzers wirft. »Sie haben uns sehr lange nicht besucht.«

»Ja, allerdings; ich habe Schmerzen gehabt — Krämpfe.«

»Im Magen?«

»Nein — in den Beinen.«

Während Endymion dem Major antwortet, thut er sein Möglichstes, um gerade vor ihm stehen zu bleiben; aber er fühlt wohl, daß er nicht rückwärts fortgehen kann und sinnt nach, wie er es machen soll, um seinen Rücken den neugierigern und durchbohrenden Blicken dieses Herrn zu entziehen.

Das Hinzukommen des Herrn Grandbec steigert noch seine Verlegenheit. Der Hausbesitzer-Portier mischt sich in die Conversation und es dauert nicht lange, so kommt auch Herr Lentille, der stets mit seinem Fernrohr bewaffnet ist, wie Etienne mit seinem Manuscript.

Nun entschließt sich Endymion, sich abermals an einen Baum zu lehnen, in der Hoffnung, daß diese Herren sich wieder zu den Damen begeben werden. Sie denken aber nicht daran und die Blicke des Majors scheinen schon die Hartnäckigkeit zu bemerken, womit der Elegant seinen Rücken gegen einen Kastanienbaum reibt.

Die Herren plaudern seit einiger Zeit. Endymion steht immer noch an seinen Baum festgebannt und der Astronom richtet sein Teleskop nach den Wolken empor, als plötzlich Leoville am andern Ende des Gartens erscheint.

»Da kommt der Herr Vicomte von Leoville,« sagt Grandbec mit ehrerbietiger Miene. »Wie es scheint, speist er heute hier.«

»Um so besser. Er läßt beim Dessert fast allemal Champagner geben— er ist ein sehr liebenswürdiger Tischgenosse.«

»Ich glaube, ich sehe einen Schweif daran,« sagt Herr Lentille.

»Wie — wo sehen Sie einen Schweif?«

»An jenem Stern, der sich hinter der Venus zeigt.«

»Sie sehen jetzt Sterne?«

»Es gibt deren immer, mein Herr. — Man muß sie nur zu finden verstehen.«

Mittlerweile hat Endymion, als er den Vicomte anmelden hört, einen Schritt vorwärts gethan und ruft:

»Wo ist denn dieser Vicomte? Wo kommt er?«

Bei dieser Bewegung hat er sich vom Baume entfernt und der Major, welcher Alles sieht, ruft aus:

»Ach, mein Gott! sind Sie denn gefallen, Herr Dufourré?«

»Ich? — warum? — durchaus nicht.«

»Nun woher haben Sie denn dann diese Beule auf dem Rücken?

»Ich habe keine Beule auf dem Rücken — Sie irren sich.«

»Nun, meine Herren, sehen Sie doch gefälligst her — das ist doch wohl augenfällig.«

»Ah ich weiß, was es ist — ja — ja — es ist mein Hosenträger, welcher zerrissen ist — er ist in die Höhe gefahren —«

»Ah so, es ist Ihr Hosenträger — das ist etwas Anderes. Wie es scheint, ist er von sehr hartem Material.«

»Ja — es ist ein englischer — der gibt nicht nach — er ist weit fester.«

Aber doch nicht so fest, als er sein sollte, da er gerissen ist.«

Leoville's Annäherung unterbricht diese Conversation. Der junge Mann schaut sich, während er durch den Garten geht, nach allen Seiten um, begrüßt die Miethbewohner und sagt zu ihnen:

»Meine Herren, haben Sie vielleicht Madame Eduard hier bemerkt? — sie ist nicht in ihrem Zimmer, ich glaube, sie ist im Garten.«

»Ich habe sie nicht bemerkt,« sagt der Major.

»Ich habe das Vergnügen gehabt, diese Dame zu sehen,« sagt Endymion. »Ich habe sogar viel mit ihr gesprochen — aber sie hat den Garten schon lange verlassen — sie wollte auf ihr Zimmer gehen — sie fühlte sich ein wenig unwohl.«

»Sollte sie krank geworden sein?«

»O durchaus nicht — ein Schwindel — eine Blähung vielleicht.«

»Sie sind wohl Herr Endymion Dufourré?« sagt Leoville, indem er diesen Herrn, den er zum ersten Mal sieht, aufmerksamer betrachtet.

Endymion nimmt eine wichtige Miene an und stellt sich möglichst gerade, indem er antwortet:

»Ja, mein Herr — der bin ich — der bin ich stets gewesen.«

Leoville scheint die Absicht zu haben, die Conversation

weiter fortzusetzen, als Madame Pothery am Ende eines Ganges erscheint.

»Ah, ich glaube, nun werden wir diniren,« sagt der Major. »Unsere Wirthin kommt, um es uns zu melden. — Entfernen Sie doch Ihren Hosenträger, Herr Dufourré, das muß Sie ja geniren.«

»Lassen Sie mich doch in Ruhe, Major, — bekümmern Sie sich nicht darum.«

»Wie, Sie wollen mit dieser Beule auf dem Rücken diniren — ich will Sie Ihnen wegschaffen, wenn Sie wollen.«

»Sapristi, das ist doch unausstehlich! Sie laufen immer hinter mir her; mein Hosenträger genirt mich durchaus nicht — lassen Sie mich in Ruhe, ich sag' es Ihnen noch einmal.«

»Ah, sehr schön — ich verstehe — ohne Zweifel haben Sie den Krampf im Rücken.«

Madame Pothery hat sich der Gesellschaft genähert, aber sie ist sehr aufgeregt und macht heftige Geberden, welche irgend ein Ereigniß verkünden.

»Ach mein Gott — am Ende ist der Braten verbrannt,« murmelte der Major.

»Meine Herren — meine Damen — Sie sehen mich sehr überrascht — ich bin ganz außer mir!« ruft Madame Pothery. »Doch weit entfernt so etwas zu erwarten — wenn ich nur die Gründe kennte, — aber ich kenne sie nicht.«

»Und wir kennen sie auch nicht,« sagt der Major; — »um was handelt es sich denn?«

»Um Madame Eduard.«

»Um Madame Eduard?« ruft Leoville. »Was ist ihr denn geschehen?«

»Was ihr geschehen ist, weiß ich nicht, aber sie ist fort.«

»Fort — wie? — ganz fort?«

»Wie es scheint, ja — Lieberose hat mir soeben dieses Billet zugestellt, welches diese Dame für mich zurückgelassen hat. Hören Sie — es enthält Folgendes:

»Liebe Madame Pothery! das Schicksal, welches mich von Neuem heimsucht, nöthigt mich, Ihr Haus sofort zu verlassen. Haben Sie daher die Güte, Denen, die sich nach mir erkundigen werden, zu sagen, daß ich sehr unglücklich bin, aber daß meine Pflicht von mir verlangt, sie auf immer zu fliehen.«

»O mein Gott — wieder verloren!«

»Entschuldigen Sie, Herr Vicomte; ich bin noch nicht fertig: —

»— auf immer zu fliehen. Auf dem Camin meines Zimmers werden Sie das Geld für die letzten vierzehn Tage meiner Miethe finden.« — Das ist wahr — ich habe es gefunden — sie bezahlt mir sogar drei Tage zu viel. »Glauben Sie, werthe Madame Pothery, daß es mir sehr leid thut, Sie verlassen zu müssen, und empfangen Sie meinen Dank für die Güte und Gefälligkeit, die Sie mir bewiesen.«

Madame Pothery fährt sich mit der Hand über die Augen und murmelt:

»Die arme Frau! — sie dauert mich! — sie spricht von Güte und Gefälligkeit — ich habe ihr nicht genug erwiesen.«

»Aber, Madame, weit kann sie nicht sein — sie hat doch ihre Sachen nicht mitnehmen können?«

»Entschuldigen Sie, Herr Vicomte. Wie Lieberose mir erzählt, ist die Sache auf folgende Weise zugegangen: Ein Fiaker ist leer durch die Straße gefahren, Madame Eduard hat ihn gerufen, mit Hilfe des Kutschers ihren Koffer und ihre Mappen hinuntergeschafft, dann hat sie diese wenigen Zeilen geschrieben und dieselben meiner Köchin übergeben, welche sie zugleich ersucht hat, sie mir nicht eher als bis zur Stunde des Diners zuzustellen — dann ist sie in dem Fiaker davongefahren.«

»Dies wird uns allerdings der Gesellschaft dieser Dame berauben, aber es darf uns nicht abhalten zu diniren,« sagte der Major.

Leoville läuft auf Endymion zu und stellt sich vor ihn, indem er in einem Tone, aus welchem der größte Zorn spricht, ausruft:

»Mein Herr, Sie sind schuld an Camilla's Abreise!«

»Ich, mein Herr? Nie — warum soll ich die Ursache sein?« antwortet der kleine Löwe, indem er hinter sich einen Baum sucht, um sich daran zu lehnen.

»Sie haben doch heute eine Unterredung mit ihr gehabt?«

»Ja, mein Herr, allerdings habe ich mit dieser Dame gesprochen — das ist doch wohl erlaubt?«

»Sie hat Sie über Herrn von Croisy ausgefragt, nicht wahr?«

»Allerdings. Wir haben auch von andern Sachen gesprochen, hauptsächlich aber von dieser.«

»Und was haben Sie ihr von diesem Herrn gesagt?«

»Nun, ich habe ihr gesagt, ich hätte unglücklicherweise zu spät erfahren, daß dieser Saint-Croisy ein Schurke —

ein Schuft — ein Betrieger ist, der mich um vierzigtausend Francs bestohlen hat.«

»Aber, mein Herr, gerade das sollten Sie nicht sagen.«

»Warum nicht? Es ist ja die Wahrheit.«

»Es gibt Wahrheiten, die man verschweigen muß, wenn sie die Person, der man sie mittheilt, zur Verzweiflung treiben.«

»Warum zur Verzweiflung? Hat Saint-Croisy vielleicht diese Dame ebenfalls um ihr Vermögen gebracht?«

»Sie sehen, daß sie fort ist, daß sie mich abermals flieht — daß Sie mich unglücklich machen.«

»Mein Herr, ich weiß nicht, ob ich Sie unglücklich mache, wohl aber weiß ich, daß ich vierzigtausend Francs verliere, was auch gerade nicht sehr angenehm ist.«

»Ach, mein Herr, ich hätte sie Ihnen gern ersetzt, wenn Sie mir behilflich gewesen wären, Camilla zu täuschen.«

»Was soll das heißen? Für wen halten Sie mich, mein Herr? Bitte ich vielleicht um ein Almosen? Will ich Geld von Ihnen haben?«

»Ach, mein Herr, Sie verstehen mich nicht.«

»Ich verstehe, daß Ihr Antrag mich verletzt — daß ich ihn übelnehmen könnte.«

Leoville faßt Endymion am Arm, schüttelt ihn nachdrücklich und ruft:

»Mein Herr, nehmen Sie sich in Acht. Wenn ich Camilla nicht wiederfinde, so halte ich mich an Sie.«

Nachdem er hierauf den kleinen Stutzer von sich hinweggeschleudert, so daß dieser eine unfreiwillige Pirouette schlägt, verläßt er den Garten mit eiligen Schritten.

»Wie, der Herr Vicomte geht auch fort?« sagt Madame Pothery mit bestürzter Miene.

»Ich glaube, das Diner ist aufgetragen,« sagt Grandbec, »Lieberose hat es uns schon zweimal gemeldet.«

»Begreifen Sie etwas von der ganzen Sache?« fragt Endymion. »Dieser Herr, den ich nicht kenne, und der mir droht, weil diese Dame fort ist —«

»Er wird errathen haben, daß Sie sein Nebenbuhler waren,« sagt der Major; »er vermuthet vielleicht, daß Sie wissen, wo sie ist.«

Endymion scheint sich durch diese Voraussetzung geschmeichelt zu fühlen; er streicht sich das Kinn und stammelt:

»Sie glauben — o, dennoch schwöre ich Ihnen — sie hat mir nichts gesagt — aber sie war sehr aufgeregt.«

»Da kommt Herr Etienne mit seinem Manuscript,« sagt Madame Pothery.

»Dann rette sich wer kann!«

»Wir wollen uns zu Tische setzen.«

»Wie, Herr Dufourré, Sie wollen mit dieser Beule auf dem Rücken diniren?«

»Nein, Major, nein — ich werde mich ihrer entledigen.«

Und Endymion entfernt sich mit großen Schritten, verläßt den Garten, dann das Haus und sagt bei sich selbst:

»Wozu soll ich noch länger an diesem Orte verweilen, den die schöne Camilla verlassen hat? — Nie werde ich wieder einen Fuß in dieses Haus setzen, wo mir fortwährend unangenehme Dinge begegnen und in welchem eine ganze Menge unausstehlicher Menschen wohnen. So viel ich aus

der ganzen Geschichte habe abnehmen können, ist die reizende Miethbewohnerin entflohen, um den Vicomte nicht wiederzusehen; ihn flieht sie, nicht mich. Versuchen wir daher sie wiederzufinden — ich würde mich sehr freuen, sie diesem schönen Herrn wegblasen zu können, der sich erlaubt hat, mich auf so unmanierliche Weise am Arme zu schütteln.«

Drittes Capitel.

Die Gattin des Ciseleurs.

Es war drei Uhr Nachmittags. In der vergangenen Nacht war ein heftiges Gewitter zum Ausbruche gekommen, erst gegen Mittag hatte es sich ein wenig gelegt und Meister Harzmann, den das Getöse des Donners allemal am Schlafen hinderte, hatte sich eben in sein Zimmer zurückgezogen und auf ein Ruhebett geworfen, um den Schlaf nachzuholen, der ihm in der Nacht nicht vergönnt gewesen.

Wenn der Ciseleur schlief, durfte Niemand in sein Zimmer treten, Niemand — nicht einmal sein Sohn durfte sich ihm nähern. Nur seine Gattin hatte das Recht, ihn zu wecken; aber sie selbst hatte diese strenge Ordnung eingeführt, in Bezug auf welche sie sich unbeugsam zeigte. Mehr als einmal hatte der kleine Justin, noch Kind, zu seiner Mutter gesagt:

»Mama, warum willst Du denn nicht, daß ich zum Papa gehe, wenn er schläft? Ich verspreche Dir, daß ich kein Geräusch machen werde. Ich werde ganz artig sein, ich werde ihn nicht aufwecken; sobald er aber die Augen auf-

schlägt, will ich sogleich auf ihn zueilen und ihn umarmen und dies wird ihm Vergnügen machen.«

Helene betrachtete dann ihren Sohn mit einem tiefen Ausdrucke von Traurigkeit und sagte zu ihm:

»Mein Sohn, dein Vater will einmal, daß Niemand in das Zimmer komme, wo er ruht. Diesen Willen muß ich respectiren und Du mußt mehr als jeder Andere mit dem Beispiele des Gehorsams vorangehen.«

»Aber warum will Papa denn nicht, daß man ihn schlafen sehe? — wenn man keinen Lärm macht —«

»Mein Sohn, dein Vater hat Dir von den Beweggründen seiner Handlungsweise keine Rechenschaft zu geben. Du mußt ihm gehorchen, ohne gegen seinen Willen zu murren.«

Der Knabe hatte sich endlich an diese Instruction gewöhnt und wenn man, als er heranwuchs, zu ihm sagte: »dein Vater schläft,« so wußte er, daß dies heißen sollte: »Du darfst ihn jetzt nicht sehen.«

In der ersten Zeit ihrer Ehe mit Meister Harzmann hätte die schöne Helene dieses Verbot nicht aufgestellt. Damals aber wußte die Frau des Eiseleurs nicht, daß ihr Gatte, ohne gerade Nachtwandler zu sein, oft im Traume sprach, daß es ihm während seines Schlafes zuweilen begegnete, ganz deutlich seine geheimsten Gedanken, seine Erinnerungen an die Vergangenheit, seine Befürchtungen für die Zukunft und seine Angst in Bezug auf die Gegenwart zu erzählen.

Dieser unruhige, ermüdende und sogar erschreckende Schlaf war nicht immer Harzmann's Theil gewesen und es kam auch jetzt noch vor, daß er schlief, wenn auch gerade nicht ruhig, doch wenigstens ohne zu sprechen.

Wahrscheinlich hatte während der ersten Zeit seiner Ehe mit einer Frau, welche er leidenschaftlich liebte, die Liebe die schwarzen Gedanken, die peinlichen Erinnerungen verscheucht. Die Flitterwochen dauern aber nicht ewig und so wie die Liebe ruhiger ward, hatte sie die düsteren Gedanken und die aufregenden Träume zurückkehren lassen.

Eines Nachts war Helene durch die Stimme ihres Mannes aufgeweckt worden. Er sprach laut und ganz deutlich. Anfangs hatte die junge Frau, weil sie glaubte, Harzmann sei aufgewacht, ihn gefragt, was er wolle, aber keine Antwort auf ihre Frage erhalten. Dennoch hatte ihr Gatte fortgefahren zu sprechen, und nun hatte sie, obschon seine Augen weit geöffnet waren, sich überzeugt, daß er schlief.

Was für Worte hatte der Ciseleur gesprochen? Welches Geheimniß hatte er geoffenbart? Durch welche That seines Lebens konnte seine Ruhe gestört werden?

Dies hatte seine Frau keinem Menschen gesagt. Die vertraulichen Mittheilungen, die ihr Gatte, ohne es zu wissen, ihr machte, für sich behaltend, hatte Helene keine Klage hören und sich keinen Vorwurf entschlüpfen, wohl aber von diesem Augenblick an jene fortwährende strenge Ueberwachung eintreten lassen, welche Niemanden gestattete, sich Meister Harzmann zu nähern, wenn er schlief.

Auf diese Weise hatte diese kluge und vorsichtige Frau nicht gewollt, daß Jemand anders als sie in die Geheimnisse eingeweiht werde, welche sie zufällig entdeckt.

Von dieser Zeit an verlor aber die schöne Helene auch ihre Heiterkeit und jenen Ausdruck sanfter Gemüthsruhe, der früher ihre Schönheit erhöhte. Anstatt jenes anmuthi-

gen Lächelns, welches man so oft ihre Lippen hatte umspielen sehen, sah man nur noch einen ernsten, kalten Ausdruck.

Ihre Augen senkten sich mit einer Traurigkeit, deren Ursache man nicht verstand. Ihre Stirn ward düster — ihre Stimme war nicht mehr dieselbe, denn ganz besonders ist es die Stimme, welche den geheimen Zustand unserer Seele errathen läßt.

Nun erging sich Jeder in Muthmaßungen und Glossen über die in dem körperlichen und geistigen Zustande der Frau des Ciseleurs eingetretene Veränderung.

»Ihr Gatte macht sie nicht glücklich,« sagte man. »Die arme junge Frau wird an ihm ein Laster entdeckt haben, welches er ihr verschwiegen hatte.«

Und Jeder beeiferte sich, das Vertrauen der jungen Frau zu gewinnen, um zu erfahren, was so plötzlich ihre Stirn so düster und ihre Miene so streng gemacht haben könnte. Vergebens aber boten die Gevatterinnen, die Nachbarinnen und die Personen, welche sich Freundinnen nannten, alle ihre Beredsamkeit auf, um Helenen zum Sprechen zu bringen. Diese antwortete auf alle Fragen stets:

»Ich bin sehr glücklich — ich habe keinen Kummer — ich weiß nicht, was Ihr wollt — ich habe meinem Gatten nichts vorzuwerfen — er liebt mich immer noch eben so sehr — ich verstehe eure Fragen nicht.«

Als man sah, daß Madame Harzmann fest entschlossen war, nichts zu sagen, hörte man auf sie auszufragen und sich mit ihr zu beschäftigen. Man achtete nicht mehr auf ihre veränderte Laune, und es ging damit, wie es mit Allem geht, was Neues in der Welt geschieht — es über-

rascht anfangs, und nach Verlauf einiger Zeit denkt man nicht mehr daran.

Weit außerordentlicher wird es erscheinen, daß Helene selbst ihrem Gatten gegenüber Schweigen bewahrte. Dieser war weit entfernt zu ahnen, daß er zuweilen im Schlafe redete — bei seinem Erwachen beklagte er sich über einen Alp, der ihn gedrückt, und der seine Nächte oft sehr peinlich machte. Aber er wußte nicht, daß er dann laut dachte und das, was sein Mund in seiner innersten Seele verborgen glaubte, dann den Personen offenbarte, welche sich in seiner Nähe befanden. Es bedurfte einer großen Kraft von Seiten dieser Frau, um in ihrem Herzen die Geheimnisse zu bewahren, deren Offenbarung ihr Glück gestört und ihrem ganzen Dasein eine andere Gestalt gegeben hatte.

Handelte sie so aus Liebe zu ihrem Gatten, oder that sie es aus Mitleid, aus Würde, aus Rücksicht für ihr Kind?

Welcher Beweggrund sie aber auch hierbei leiten mochte, so war Helene jedenfalls keine gewöhnliche Frau. Es gibt eine verborgene Selbstverläugnung und Hingebung, welche den ersten Tugendpreis verdient.

An jenem Tage war also Meister Harzmann in Folge eines Gewittersturmes, der stets eine große Wirkung auf seinen Gemüthszustand äußerte, in sein Zimmer gegangen und hatte die Absicht ausgesprochen, darin ein wenig auszuruhen.

Kaum hatte er sich seit einer halben Stunde zurückgezogen, als man die Klingel auf dem Vorsaal hörte. Die Dienerin ging, um zu öffnen — sie wußte, was sie den Besuchern zu antworten hatte.

»Der Herr ist nicht zu Hause,« sagte die Magd beim Anblick eines Mannes, den sie nicht wiedererkannte, obschon er mehr als einmal bei ihrem Herrn gewesen war.

Es hatte nemlich in der Kleidung, der Haltung und der ganzen Person dieses Mannes eine so große Veränderung stattgefunden, daß es eines sehr geübten Auges bedurfte, um ihn sofort wiederzuerkennen.

Der Mann, der jetzt an der Thür des Ciseleurs stand, war Niemand anders als Saint-Croisy.

Aber es war nicht mehr jener elegante Herr, der im Café Anglais frühstückte.

Gegenwärtig ist Saint-Croisy mit einer blauen Blouse bekleidet, unter welcher er Beinkleider von braunem Manchester trägt. An den Füßen trägt er plumpe, mit Nägeln beschlagene Schuhe, um seinen Hals ein buntes Tuch und auf seinem Kopfe eine braune Mütze mit sehr großem Schirm und so, daß dieser seine Augen bedeckt, dafern er den Kopf nur ein wenig niederbeugt.

Uebrigens hat er sich auch den ganzen Bart stehen lassen, und obschon derselbe noch nicht sehr lang ist, so bedeckt er doch schon mit einer braunen Schattirung den ganzen untern Theil seines Gesichts und gibt ihm ein anderes Ansehen.

»Ihr sagt, Harzmann sei nicht zu Hause?« entgegnet Saint-Croisy, indem er die Dienerin scharf ansieht. »Für Fremde nicht — das ist möglich — für mich aber ist er stets zu Hause — kennt Ihr mich denn nicht mehr? Ich begreife das allerdings, denn ich bin heute in Reisekleidern — aber deswegen bin ich nicht weniger Saint-Croisy — erkennt Ihr mich nun?«

Die Dienerin betrachtet den Sprechenden mit mißtrauischer Miene und hebt dann an:

»Meinetwegen mögen Sie sein, wer Sie wollen — den Herrn können Sie aber jetzt nicht sprechen.«

»Und warum denn nicht?«

»Weil er schläft — und wenn er schläft, so darf man ihn nicht wecken.«

»Ah, er schläft! — wie? mitten am Tage?«

»Nun, das wird er wohl machen können, wie er will.«

»Gut; dann werde ich warten, bis er aufwacht.«

Und mit diesen Worten wirft sich Saint-Croisy auf den ersten besten Stuhl, den er in dem Gemach, welches als Vorzimmer dient, bemerkt. Die Dienerin geht jedoch auf ihn zu und sagt:

»Mein Herr, hier wartet man niemals; mein Herr will nicht, daß man hier bleibe und ihn erwarte — gehen Sie fort — wenn Sie später wieder kommen wollen, so können Sie wiederkommen.«

»Laßt mich doch in Ruhe, Mädchen! Ich will nicht fortgehen, um wiederzukommen; ich sage Euch, ich will lieber hier warten.«

»Aber wenn ich Ihnen sage, daß mein Herr sich nicht erwarten lassen will.«

»Nun dann geht und weckt Harzmann — dann brauche ich nicht zu warten.«

»Das wäre noch besser, den Herrn wecken! Uebrigens darf ihm gar Niemand zu nahe kommen, wenn er schläft, außer Madame. Also ich frage Sie noch einmal: Wollen Sie gehen?«

»Nein, tausendmal nein! Ich gehe nicht.«

Eine Thür öffnet sich und Helene erscheint.

Sie nähert sich mit strenger Miene, indem sie sagt:

»Was geht denn hier vor? Und wer erlaubt sich, in unserer Wohnung solchen Lärm zu machen?«

»Dieser Herr da,« sagt die Magd, »will durchaus mit Meister Harzmann sprechen und hier auf ihn warten, weil ich ihm gesagt habe, daß er schläft.«

Bei Helenens Eintritt hat Saint-Croisy sich erhoben, um sie zu begrüßen. Die Frau des Ciseleurs betrachtet ihn scharf einen Augenblick lang, aber dieser Zeitraum genügt ihr, um ihn trotz seiner Verkleidung zu erkennen. Dann werden ihre Züge noch düsterer, ihre Augen wenden sich mit einem Ausdruck der Verachtung und beinahe des Zornes von dem Zudringlichen ab.

Dennoch bemeistert sie bald diesen Eindruck des Augenblickes und sagt:

»Ah, Sie sind es, mein Herr — welches eigenthümliche Costüm haben Sie heute gewählt! Man muß Sie wirklich genau ansehen, um Sie zu erkennen.«

»Aber Sie haben sich dennoch nicht getäuscht, Madame, und dies beweist mir, daß ich noch nicht unkenntlich bin.

»Ich habe Sie mehr errathen, als wiedererkannt — denn wenige Personen werden in Ihnen Herrn von Saint-Croisy wiedererkennen.«

»Das wünsche ich eben auch — ich will reisen — incognito und auf der Reise mache ich es mir gern bequem.«

Helene hat ihrer Dienerin durch einen Wink zu verstehen gegeben, daß sie sich entfernen solle.

Saint-Croisy setzt sich wieder. Die Frau des Ciseleurs nimmt einen Stuhl und setzt sich auch, aber in ziemlicher Entfernung von Saint-Croisy.

Einige Augenblicke lang bewahren Beide vollständiges Schweigen. Saint-Croisy scheint sich in Helenens Gegenwart bewegt zu fühlen und diese ihn aufmerksam zu beobachten.

Während der ersten Jahre ihrer Ehe hatte Helene niemals von diesem Freunde ihres Gatten sprechen hören. Erst gegen das Ende des dritten Jahres erschien er bei Meister Harzmann, der bei seinem Anblick eine heftige Gemüthsbewegung und einen gewissen Grad von Schrecken zu empfinden schien. Hierauf hatte der Ciseleur sich mit seinem Freund eingeschlossen und eine lange Unterredung mit ihm gehabt; als aber seine Frau ihn gefragt hatte, wer dieser Herr sei, von welchem er noch niemals ihr etwas gesagt, hatte Harzmann nur ausweichende Antworten gegeben und sich beeilt, das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen.

Damals war Saint-Croisy's Kleidung sehr bescheiden. Auch seine Physiognomie hatte ein anderes Ansehen — er trug einen dichten Backenbart, einen langen Schnurbart, und ging gebückt einher.

Zu jener Zeit waren seine Besuche selten gewesen, wenn er aber zu Meister Harzmann kam, beeilte sich dieser, sich mit ihm einzuschließen, und Niemand, nicht einmal seine Gattin, erfuhr den Gegenstand dieser geheimen Unterredungen.

Einige Jahre waren verflossen, ohne daß jener geheimnißvolle Freund sich wieder bei dem Ciseleur eingefunden hätte. Als er aber von Neuem erschien, hatte seine Erscheinung eine gänzliche Umwandlung erfahren.

Er war jetzt Herr von Saint-Croisy in seinem ganzen Glanze, mit schöner Toilette, eleganten Manieren, viel Zu-

versicht und Dreistigkeit — mit einem Worte das treue Abbild eines Mannes, der sich in der großen Welt bewegt.

Meister Harzmann schien immer noch eine unangenehme Empfindung bei jedem seiner Besuche zu fühlen, die übrigens selten geworden waren, aber immer noch auf dieselbe geheimnißvolle Weise stattfanden.

Saint-Croisy hatte daher nur sehr wenig Beziehungen zu der Gattin des Mannes gehabt, den er seinen Freund nannte. Dennoch hatten diese kurzen Beziehungen für Helenen hingereicht, einen tiefen Widerwillen in ihr zu erwecken, denn sie hatte die Wirkung bemerkt, welche seine Anwesenheit auf ihren Gatten äußerte, ebenso wie das dumpfe Hinbrüten, in welches Harzmann nach den geheimen Unterredungen, die er mit Saint-Croisy gehabt, versank.

Vielleicht hatte sie auch noch andere Gründe, welche sie ihrer Gewohnheit gemäß in ihrem innersten Herzen verbarg.

Als sie jetzt Saint-Croisy in dem Costüm eines Arbeiters wiedersieht, ist es daher nicht zu verwundern, daß sie ihn wiedererkannt, oder vielmehr errathen hat, wie sie ihm auch sagt, und man begreift, warum diese Frau, welche glauben muß, daß zwischen diesem Manne und ihrem Gatten ein geheimnißvolles Band bestehe, ihn so aufmerksam beobachtet und in seinen innersten Gedanken lesen zu wollen scheint.

Saint-Croisy bricht zuerst das Schweigen.

»Fühlte Harzmann sich unwohl, daß er sich am Tage schlafen gelegt hat?«

»Nein, mein Herr, ein Gewitter verhindert ihn aber

allemal, auch nur die mindeste Ruhe zu genießen, und das, welches wir in der vergangenen Nacht hatten, war furchtbar.«

»Ja — ich glaube es — übrigens habe ich nicht sehr darauf geachtet — ich fürchte mich nicht vor dem Gewitter.«

»Es würde Sie nicht abhalten zu reisen?«

»Durchaus nicht — ich schweife gern in der Welt umher.«

»Und Sie ändern auch gern Ihr Aussehen, Ihr Costüm?«

»Ja, das macht mir Vergnügen — es verschafft pikante Abenteuer, und diese sind eben das, was ich suche.«

»Aber wenn Sie das Costüm ändern, ist es wahrscheinlich, daß Sie auch den Namen ändern. Ich sollte wenigstens meinen, daß der Name Saint-Croisy mit dieser Blouse und dieser Mütze nicht gut zusammenpaßte.«

»Meinen Sie?«

»Sie haben ohne Zweifel schon andere getragen — das erste Mal, wo Sie meinen Gatten besuchten — nach unserer Verheiratung — ließen Sie sich, glaube ich, unter einem andern Namen anmelden.«

»Glauben Sie?« antwortet Saint-Croisy, indem er Helenen mit einem eigenthümlichen Ausdruck betrachtet. »Ich glaube es nicht — ich müßte denn blos Oswald gesagt haben, was mein Vorname ist.«

Diesen Namen glaube ich nicht gehört zu haben — warten Sie einmal — nannten Sie sich nicht auch Bouginier?«

Als Saint-Croisy den Namen Bouginier nennen hört, wird er leichenblaß. Er vermag eine Bewegung des Schreckens nicht zu unterdrücken.

Dann richtet er seine Augen auf Helenen und heftet Blicke auf sie, welche den Ausdruck des Tigers haben, welche bestricken und mit Angst erfüllen zu wollen scheinen.

Die Frau des Ciseleurs erträgt aber diesen Blick mit großer Ruhe. Dann hebt sie wieder an:

»Haben Sie mich nicht verstanden?«

»Entschuldigen Sie,« antwortet Saint-Croisy, indem er sich wieder zu fassen sucht, »ich weiß nicht, was Sie sagen wollen; der Name, den Sie eben genannt, ist mir gänzlich unbekannt, ich höre ihn jetzt zum ersten Male, — von wem haben Sie ihn nennen hören?«

»Mein Gott, ich entsinne mich nicht mehr, der Name ist aber in meinem Gedächtnisse geblieben, es muß ihn Jemand in meiner Gegenwart genannt haben, aber es wäre mir unmöglich zu sagen wer — übrigens kommt auch wenig darauf an.«

Saint-Croisy antwortet nichts, von diesem Augenblicke an aber gewinnt sein Gesicht einen düstern Ausdruck. Er läßt unruhige, argwöhnische Blicke um sich schweifen, und scheint keine Lust zu haben, die Unterhaltung noch länger fortzusetzen.

Es vergehen fünf Minuten. Der Ton einer Klingel läßt sich hören und Helene erhebt sich, indem sie sagt:

»Mein Mann ist aufgestanden.«

Sie verläßt das Zimmer und Saint-Croisy, der noch immer in seine düsteren Gedanken versunken zu sein scheint.

Endlich kommt die Magd zurück und sagt:

»Unser Herr erwartet Sie, kommen Sie gefälligst hier durch.«

Saint-Croisy erhebt sich rasch, durchschreitet ein Zim-

mer, welches man ihm öffnet, und tritt in das, in welchem Meister Harzmann sich befindet.

Dieser begrüßt seinen alten Bekannten ziemlich kalt, scheint sich durchaus nicht zu wundern, ihn in einem neuen Costüm zu sehen, zeigt auf einen Stuhl und sagt:

»Guten Tag, Sie haben mit mir zu sprechen, — setzen Sie sich.«

»Nein, ich werde mich nicht setzen — und ich werde hier auch nicht mit Ihnen sprechen, denn man ist bei Ihnen nicht sicher,« antwortet Saint-Croisy in gedämpftem, aber gereiztem Tone.

»Wie, was wollen Sie sagen? — ich verstehe Sie nicht.«

»Aber dennoch ist die Sache sehr einfach. Ich sage, daß wahrscheinlich, wenn wir beisammen sind, Jemand hinter der Wand versteckt ist, der uns belauscht und unsere Worte hört.«

»Wer sollte uns denn behorchen? Es ist weiter Niemand hier als meine Frau und meine Magd. Letztere arbeitet stets in ihrem Zimmer, und ich will nicht hoffen, daß Sie glauben, meine Frau spionire.«

Indem der Ciseleur dies sagt, hat seine Stimme einen drohenden Ton angenommen.

Er ist aufgestanden und seine Augen sprühen Feuer, denn seine Frau war für ihn ein Gegenstand der größten Verehrung, und wer sich erlaubt hätte, Uebles von ihr zu sprechen, würde sofort die Wirkungen seines Zornes erfahren haben.

Saint-Croisy wußte nicht, wie weit bei Harzmann das

Gefühl der Achtung und Liebe zu seiner Frau ging — deshalb beeilte er sich zu antworten:

»Wenn nicht Ihre Frau uns behorcht hat, dann haben Sie mich verrathen.«

»Ich — ich sollte Sie verrathen haben!«

»Es kann nicht anders sein — wie sollte ich mir sonst erklären, woher Ihre Frau meinen Namen weiß, meinen wirklichen Namen — sie hat ihn so eben in meiner Gegenwart genannt und mich gefragt, ob ich nicht auch so hieße. Sie wissen wohl, daß ich es ihr nicht selbst gesagt haben kann — Sie wissen, welches Interesse ich daran habe, daß man diesen Namen niemals nenne. Wer hat ihn ihr gesagt? Nur Sie können ihn ihr gesagt haben, denn es gibt außer Ihnen Niemanden hier, der ihn wüßte.«

Harzmann scheint verlegen zu sein und stammelt:

»Helene hat Sie Bouginier genannt?«

»Das heißt, nachdem sie mich gefragt, ob ich nicht auch oft den Namen gewechselt, sagte sie zu mir: Haben Sie nicht auch den Namen Bouginier getragen?«

»Das ist mir unbegreiflich. Ich weiß bestimmt, daß ich Sie in ihrer Gegenwart niemals bei diesem Namen genannt habe — und eben so wenig in Gegenwart anderer Leute, denn ich spreche mit Niemanden weiter.«

»Woher aber weiß sie ihn dann? Sie können sich denken, daß ich keine Lust mehr habe, in Ihrer Wohnung von meinen Angelegenheiten zu sprechen — wollen Sie mit mir ausgehen?«

»Am Tage gehe ich niemals aus.«

Saint-Croisy zuckt mitleidig die Achseln und hebt dann wieder an:

»Nun gut, dann Abends, aber noch heute Abend — denn ich habe keine Zeit zu verlieren. Wo wollen Sie heute Abend um neun Uhr sein, damit ich mich auch dort einfinde?«

Der Ciseleur denkt einige Augenblicke nach und antwortet dann in gedämpftem Tone:

»Heute Abend, um neun Uhr — will ich am Rande des Canals hinter der Brücke der Rue d'Angoulême auf- und abgehen, in der Richtung nach dem Bastillenplatze.«

»Gut, abgemacht, ich werde dort sein; ah, wollen Sie mir nicht den Gefallen thun, fünfhundert Francs in Gold mitzubringen; ich habe keinen Heller mehr; dieses verteufelte Landsknechtspiel; ich habe mit Kerlen gespielt, die es noch besser verstanden als ich — es hat mich in Verwunderung gesetzt, es gibt wirklich große Talente in Paris, es wird Sie nicht geniren, mir diese Summe zu leihen; ich weiß wohl, daß ich Ihnen schon einige tausend Francs schuldig bin, aber seien Sie unbesorgt, wenn das große Geschäft beendet ist, erstatte ich Ihnen Alles auf einem Brete wieder.«

»Sie sollen die fünfhundert Francs haben.«

»Ich danke, und ich hoffe, daß ich binnen Kurzem — doch adieu, heute Abend mehr.«

»Adieu, auf heute Abend.«

Saint-Croisy verläßt Harzmann. Indem er durch das Vorzimmer geht, trifft er hier wieder Helenen, die ihn scharf ansieht, und welcher er eine leichte Verbeugung macht, indem er rasch an ihr vorübergeht.

Viertes Capitel.

Eine gefährliche Promenade.

Als Saint-Croisy aus dem Hause tritt, in welchem Harzmann wohnt, sieht er einen ganz jungen Menschen in Blouse und Mütze vor der Thür stehen und anscheinend Jemanden erwarten. Er würde wenig auf diesen Umstand achten, wenn er nicht bemerkte, daß dieser junge Mann ihn auf seltsame Weise ansieht, wie Jemand, der unter seiner blauen Blouse den eleganten Mann von ehedem zu erkennen sucht.

Dieses hartnäckige Mustern reizt Saint-Croisy, der auf dem Punkte steht, Sincère — denn man hat bereits errathen, daß dieser es war — zur Rede zu stellen und ihn zu fragen, weshalb er ihn so unverwandt betrachtet.

Er überlegte jedoch, daß ein Wortwechsel auf offener Straße nicht verfehlen würde, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen und daß dies in diesem Augenblick gerade das ist, was er vermeiden muß.

Er fängt daher an sehr rasch weiterzugehen, gewinnt die Boulevards, durchschreitet sie, verliert sich unter der Menge und tritt endlich in ein Café, welches die Ecke einer Straße bildet.

Hier setzt er sich an einen Tisch, so daß er von außen nicht gesehen werden kann.

Kaum sitzt er drei Minuten mit einem Glas Bier vor sich und den Kopf über ein Journal gebeugt, welches er nicht liest, als der junge Mensch, der ihn so aufmerksam betrachtet hat, ebenfalls in das Café tritt, die darin befindlichen Personen nach der Reihe mustert, ihn sieht und sich an einen nicht weit davon stehenden leeren Tisch setzt.

Saint-Croisy ballt vor Wuth die Fäuste, indem er bei sich sagt:

»Ganz bestimmt hat dieser Bube es auf mich abgesehen. Wahrscheinlich haben ihn einige Portiers der Hotels, aus welchen ich durchgebrannt bin, mir nachgeschickt, um mich aufzuspüren. Darüber wollen wir sofort klar werden.«

Sincère hat auch Bier verlangt. Von Zeit zu Zeit wirft er auf Saint-Croisy einen etwas spöttischen Blick, welcher ziemlich deutlich sagt: »Verkleide Dich wie Du willst — Du siehst wohl, daß ich Dich erkannt habe.«

In dem Augenblick, wo man für Sincère das Glas Bier bringt, sagt Saint-Croisy zu dem Kellner:

»Setzen Sie doch das Glas dieses jungen Mannes mit auf meinen Tisch — wir können dann bequemer mit einander plaudern.«

Der Kellner, welcher glaubt, daß diese beiden Individuen einander kennen, thut, was man ihm sagt und Sincère verläßt seinen Platz und setzt sich sofort Saint-Croisy gegenüber, der, indem er ihn seinerseits aufmerksam betrachtet, zu ihm sagt:

»Nicht wahr, ich habe recht gethan, Ihr Bier mit auf meinen Tisch setzen zu lassen?«

»Warum?«

»Nun, da es Ihnen so viel Vergnügen macht mich anzusehen, so haben Sie es so weit bequemer.«

»Allerdings habe ich es so bequemer.«

»Und nun, lieber Kleiner, denn Sie sind noch kein erwachsener Mann —«

»Mein Herr!«

»Lassen Sie mich doch sprechen — Sie werden auch an die Reihe kommen. Sagen Sie mir nun gefälligst, warum Sie mich in dem Faubourg Saint-Martin auf so impertinente Weise angafften, daß ich, wenn Sie nicht ein Gelbschnabel wären, Sie sogleich gelehrt haben würde, daß es nicht erlaubt ist, einen Mann auf diese Weise zu mustern.«

Bei dem Worte Gelbschnabel beißt Sincère sich auf die Lippen, erhebt sich halb von seinem Stuhle, packt das Glas mit der rechten Hand, hält es dicht vor das Gesicht seines Nachbars und sagt mit von Zorn halberstickter Stimme zu ihm:

»Sie haben mich einen Gelbschnabel genannt; wenn Sie mir noch einmal dergleichen Namen geben, so schlage ich Ihnen dieses Glas auf dem Schädel entzwei, um Sie zu lehren, daß Knaben wie ich sich vor Männern wie Sie noch lange nicht fürchten!«

Saint-Croisy bemerkt, daß er es wirklich mit einem Knaben zu thun hat, der sich nicht fürchtet und dessen Muth größer ist als die Zahl der Jahre. Er schlägt deshalb einen andern Ton an, und indem er sich bemüht, seinem Gesicht einen Ausdruck von Gutmüthigkeit zu geben, antwortet er:

»Mein Gott, Sie werden sehr leicht bös — um eines Wortes willen, was gar nichts zu bedeuten hatte. Dennoch sollte ich meinen, wenn einer von uns Beiden Grund hätte,

sich zu erzürnen, so wäre ich es eher als Sie, denn warum sind Sie mir nachgelaufen? Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, so sprechen Sie — ich höre — es müßte denn sein, daß Sie mit einer jener geheimen Commissionen beauftragt wären, die man nicht gestehen kann.«

»Ich kann Alles gestehen, was ich thue, mein Herr, und scheue mich nicht, es zu sagen. Ich betrachtete Sie mit so großer Aufmerksamkeit, weil ich gleich auf den ersten Anblick in Ihnen einen Mann zu erkennen glaubte, welcher Saint-Croisy heißt. Die Kleidung ist allerdings nicht mehr dieselbe, denn diese war früher sehr elegant, und jetzt haben Sie sich wie ein schlichter Arbeiter gekleidet — Sie lassen sich den Bart stehen und Herr von Saint-Croisy trug keinen — aber sehen Sie — die Augen — der Ausdruck des Blicks — dies kann man nicht ändern. Der Ihrige hatte mich, als ich Sie vor einigen Wochen vor dem Café anglais aus dem Wagen steigen sah, so frappirt, daß er sich meiner Erinnerung fest eingegraben hatte, und deshalb war ich ganz betroffen, als ich Sie unter einem andern Costüm wiedersah.«

»Alles dies beweist, junger Mann, daß es sehr eigenthümliche Aehnlichkeiten gibt,« sagt Saint-Croisy, indem er sich mit gleichgiltiger Miene Bier einschenkt. »Ich habe niemals Saint-Croisy geheißen — ich habe niemals ein anderes Costüm getragen; auch bin ich niemals im Café anglais gewesen — das ist für meinen Beutel zu theuer.«

Sincère sieht ihn lange an und beginnt dann wieder:

»Also sind Sie nicht Herr von Saint-Croisy?«

»Nein, ich habe nicht diese Ehre. Es ist wohl etwas sehr Wichtiges, was Sie veranlaßt, diesen Herrn mit so

vielem Eifer aufzusuchen — ist er Ihnen vielleicht Geld schuldig?«

»Was kann das Sie interessiren, da Sie mir versichern, daß Sie dieser Herr nicht sind?«

»O durchaus nicht — ich fragte blos — auf Ihre Gesundheit.«

Und Saint-Croisy nähert sein Glas, um mit dem des jungen Mannes anzustoßen, dieser aber zieht das seinige rasch zurück, indem er sagt:

»Ich stoße nur mit Leuten an, die ich kenne.«

Dann ruft er den Kellner, bezahlt ihn und erhebt sich, indem er zu seinem Vis-à-vis sagt:

»Da Sie nicht Saint-Croisy sind, so habe ich nichts mehr mit Ihnen zu thun — wenn Sie mich aber belogen haben, so werden wir uns wiedersehen.«

»Ein eigenthümlicher junger Mensch!« sagt Saint-Croisy bei sich selbst, als Sincère das Café verlassen hat. »Was konnte er von mir wollen? Ich weiß nicht, warum seine Gegenwart mir — unangenehm war.«

Es war im Monat September, das Wetter war noch stürmisch und es gingen um neun Uhr Abends sehr wenig Leute am Rande des Canals, besonders an der Stelle, welche der Ciseleur zu seinem Rendezvous gewählt hatte.

Saint-Croisy kommt zuerst an. Er dreht sich oft um, um sich zu versichern, daß ihm Niemand folgt. Dann setzt er sich auf die Kette, welche an dem Canal die Stelle des Geländers vertritt, und sagt bei sich selbst:

»Harzmann wird nicht lange bleiben — er ist immer pünktlich — er weiß, daß ich nicht gern warte.«

In der That dauert es auch nicht lange, so zeigt sich

der Ciseleur auf dem Quai. Auch er sieht oft hinter sich, aber Saint-Croisy läßt einen eigenthümlichen kurzen Husten hören und Harzmann ist bald darauf bei ihm. Er überreicht dem, der ihn erwartet, eine Rolle und sagt:

»Hier sind fünfhundert Francs.«

»Ach, ich danke — lieber Freund, ich danke. Ich werde es Ihnen mit dem Uebrigen zurückbezahlen.«

»Es ist aber nicht lange her, so entfalteten Sie einen Luxus — ich glaubte, Sie hätten Glück gemacht.«

»In der That hatte ich auch einen schönen Augenblick — Dank einem Dummkopfe, an den ich Interimsactien eines angeblichen Steinkohlenwerks verkauft hatte. Aber was wollen Sie — ich kann einmal kein Geld halten — Sie kennen mich — ich bin immer noch derselbe — mit Ihnen ist es etwas Anderes — Sie haben sich mit dem, was Sie hatten, Reichthum zu erwerben gewußt — Sie haben etwas vor sich gebracht.«

»Aber um welchen Preis! — o mein Gott!«

»Sie haben eine gute Partie gemacht — Sie haben die Frau geheiratet, welche Sie anbeteten.«

»Ja — ja — aber deswegen bin ich nicht weniger elend.«

»Ah, Sie wollen wieder mit Ihren Jeremiaden anfangen! — Ich frage Sie: wozu dient das? Doch darum handelt es sich jetzt nicht. Denken Sie sich, lieber Freund — ich habe meine Tochter wiedergefunden —«

»Ah, hatten Sie sie denn verloren?«

»Sie wissen doch, daß sie aus meinem Hause entflohen war, als ich in Wien wohnte, und daß sie dann als

Gesellschaftsfräulein Aufnahme in dem Schloß Löwenstein gefunden hatte.«

»Das ist wohl möglich — ich hatte es vergessen.«

»Sie nehmen wenig Interesse an dem, was mich betrifft, Harzmann, und dennoch wissen Sie, daß ich Ihnen hundertmal gesagt habe: Camilla muß noch mein Glück machen — sie ist schön — sie hat Talente — sie hat Geist — sie wird irgend einem vornehmen Herrn oder Geldmann den Kopf verdrehen, und da sie nicht seine Maitresse wird sein wollen, so muß er sie heiraten.«

»Ja, jetzt entsinne ich mich, daß dies immer Ihre Hoffnung war; nun, hat sie sich verwirklicht?«

»Noch nicht. Dennoch waren die Dinge im besten Zuge. Ein junger, sehr reicher Mann, ein Vicomte, hatte sich in Camilla verliebt. Da aber Frau von Löwenstein gestorben war, so hatte meine Tochter ihr Schloß verlassen müssen — diese Thörin hat sich geweigert, den Vicomte zu heiraten.«

»Aus welchem Grunde?«

»Was weiß ich! — Dummheiten — Vorurtheile. Wahrscheinlich hat sie sich gescheut, ihm einen Schwiegervater zu geben, der sich nicht des ausgezeichnetsten Rufes erfreut. Eine Zeitlang verlor ich Camilla aus den Augen und es war mir unmöglich zu entdecken, wo sie sich verborgen hielt. Ich kannte aber die Adresse des Vicomte in Paris und wußte, daß auch er Camilla fortwährend suchte, woraus ich nothwendig schließen mußte, daß er sie immer noch liebte. Endlich vor einigen Wochen, als ich zufällig ein Haus in Saint-Gervais besuchte, fand ich hier Camilla, immer noch schön, stolz und eben nicht liebenswürdig gegen mich. Ich

stand gerade im Begriff, durch einen indirecten Wink dem Vicomte wissen zu lassen, wo der Gegenstand seiner Liebe sei, als ich ihm selbst begegnete, während er sich auf's Land zu Camilla begab. Gut, sagte ich bei mir selbst, diesmal muß ich das Ziel erreichen! — Meine Tochter wird nicht immer den Bitten eines hübschen jungen Mannes widerstehen, der sie zur Vicomtesse machen will. Und dennoch — würden Sie wohl glauben, daß diese Närrin abermals aus dem Hause in Saint-Gervais verschwunden und ihr Geliebter genöthigt ist, sie von Neuem zu suchen?«

»Und Sie errathen nicht, was sie wahrscheinlich abermals bewogen hat, diesen Schritt zu thun?«

»Nein — das heißt — vielleicht ist das Geschwätz jenes Dummkopfes Schuld, dem ich gesagt hatte, ich besäße Steinkohlenwerke. Er besuchte oft das Haus in Saint-Gervais; er wird Zeter über mich geschrien und mich bei den Miethbewohnern dieses Hauses nicht schlecht abgemalt haben. Wahrscheinlich ist Camilla dadurch abermals bestimmt worden, den Vicomte zu fliehen.«

»Allerdings ist dies wahrscheinlich.«

»Dennoch muß ich meinen Zweck erreichen und deshalb habe ich ein Mittel ausgesonnen, welches, wie ich hoffe von günstigem Erfolg begleitet sein wird. Ich werde einen rührenden Brief an Camilla schreiben und ihr darin sagen, daß ich meinen Fehler bereue — daß ich mich meines vergangenen Lebens schäme — daß ich entschlossen bin, einen andern Lebenswandel zu führen und daß ich deshalb nach Amerika gehen will, von wo ich nicht eher zurückkehren werde, als bis ich im Stande bin, meine Fehler wieder gutzumachen. Was sagen Sie dazu?«

»Das ist allerdings ziemlich geschickt, aber ich sehe eine einzige Schwierigkeit. Wie wollen Sie diesen Brief in Camilla's Hände gelangen lassen, da sie wieder verschwunden ist und Sie nicht wissen, wo sie jetzt ist?«

»O, dies ist ein Hinderniß, welches sich sehr bald beseitigen lassen muß. Ich werde Camilla wiederfinden — sie muß in Paris sein. Unter dem Costüm, welches ich jetzt angenommen habe, ist es mir leichter, Nachforschungen anzustellen. Uebrigens hatte ich auch meine Gründe, jetzt aufzuhören der vornehme Saint-Croisy zu sein. Wollen Sie mir nicht ein wenig beistehen, Harzmann, die Person wiederzufinden, auf welche ich meine Glückshoffnungen gründe?«

»Auf mich rechnen Sie nicht. Ich kann keine Erkundigungen einziehen.«

»Aber dennoch sind Sie auch dabei interessirt. Das Geld, welches ich von Ihnen leihe, kann ich Ihnen nur dann wiedergeben, wenn mein Plan von Erfolg begleitet ist.«

»Sie werden mir es niemals wiedergeben — ich habe es auch bereits gestrichen. Wenn Sie geneigt waren, Ihre Rechnung mit mir auszugleichen, warum thaten Sie es nicht vor einiger Zeit, als dieser Herr Dufourré, dieser Dummkopf, Ihnen dreißigtausend Francs in die Hände gegeben hatte? Damals haben Sie mir nicht einmal eine Abschlagszahlung angeboten, und eben so wird es wieder werden, wenn es Ihnen wirklich gelingt, Geld durch Ihre — Camilla zu erwerben.«

»Ah, das glauben Sie — zum Teufel! Sie haben keine sehr gute Meinung von mir.«

»Sie wissen wohl, daß ich keine andere haben kann.«

»Sie sind heute Abend nicht sehr freundlich, Harzmann. Wohl, weil ich dreißigtausend Francs so schnell verthan habe! Mein Gott, was ist eine solche Summe für einen Mann, der gern das Leben genießt? Eine Bagatelle! Ich werde schon wieder Geld bekommen.«

»Das weiß ich weiter nicht, aber ich sage Ihnen nochmals: Da ich weiß, daß das Geld, welches ich Ihnen gebe, für mich verloren ist, so werden Sie es in Ordnung finden, wenn ich Ihnen in Zukunft jede Forderung abschlage, die Sie vielleicht an mich stellen. Ich habe Ihnen, seitdem ich verheiratet bin, nun schon eilftausend fünfhundert Francs gegeben — ich bin meiner Sache gewiß — ich habe mir es notirt. Ich besitze blos ein bescheidenes Vermögen, aber durchaus keinen Reichthum, wie Sie vorhin sagten — dieses bescheidene Vermögen — dessen Erwerbung mir so theuer zu stehen gekommen — ist jetzt die Zukunft meines Sohnes, und wenn ich fortfahren wollte, auch Ihre Ausgaben mit zu bestreiten, so würde ich es bedeutend schmälern. Dies will ich aber nicht. Also, wohlverstanden, Sie werden mir kein Geld mehr abverlangen.«

Saint-Croisy verläßt den Ort, wo er bis jetzt gesessen, und geht einige Schritte hin und her, indem er murmelt:

»So, so — also auf diese Weise handeln Sie gegen einen alten Freund?«

»Geben Sie mir nicht diesen Namen! — Wie könnte Freundschaft zwischen uns bestehen?«

»Gut, gut — es ist mir immer lieb, wenn ich gewarnt werde, denn ich würde mich sonst auf Sie verlassen haben. Ich hätte aber geglaubt mehr Rücksicht zu verdienen.«

Harzmann zuckt die Achseln und antwortet nichts. Saint-Croisy hebt wieder an:

»Denn wirklich, Sie nehmen einen Ton an — ich könnte Sie mit leichter Mühe zwingen, denselben zu ändern.«

»Ich glaube nicht — Sie könnten nichts gegen mich sagen, ohne sich selbst in's Verderben zu stürzen, und Sie lieben das Leben zu sehr, als daß Sie das Ihrige gefährden sollten.«

Der Ciseleur hatte ebenfalls seinen Platz verlassen und ging dicht am Rande des Wassers auf und ab, dessen Wiederschein er betrachtete.

Saint-Croisy steigt mit rascher Bewegung über die Kette und geht hinter Harzmann her, dieser aber dreht sich um und scheint auf Alles gefaßt zu sein.

Der Herr in der blauen Blouse setzt sich nun wieder auf die Kette und murmelt:

»Ich weiß wohl, warum Sie mir ankündigen, daß Sie mir kein Geld mehr borgen werden. Ihre Frau wird es Ihnen verboten haben.«

»Mischen Sie nicht meine Frau in alles dies,« antwortet der Ciseleur in gebieterischem Tone. »Helene weiß, dem Himmel sei Dank, nichts von den gräßlichen Geheimnissen, die uns aneinander fesseln. Ha, wenn sie dieselben wüßte, ich könnte ihren Anblick nicht mehr ertragen — es bliebe mir weiter nichts übrig, als zu sterben und dies würde bald geschehen sein.«

»Ihre Frau weiß nichts! Warum hat sie mir dann diesen Namen Bouginier ins Gesicht geworfen?«

»Das begreife ich nicht — es müßte im Schlafe ge-

schehen sein — aber sonst ist Ihr Name nicht über meine Lippen gekommen.«

»Zum Teufel, wenn Sie im Schlafe reden, dann muß man sich in Acht nehmen — das könnte gefährlich werden.«

»Ha, sagen Sie mir das nicht — Sie machen mich schaudern — aber nein, so ist es nicht. Helene würde mir dann Erklärungen abverlangt — ich würde eine Veränderung in ihrem Benehmen gegen mich bemerkt haben. Nein — nein — ich beunruhige mich ohne Grund. Sie haben mir nun wohl nichts weiter zu sagen — ich werde deshalb nach Hause gehen — Gute Nacht!«

»Sie wollen mich also bei meinen Nachforschungen nach Camilla's Aufenthalt nicht unterstützen?«

»Ich habe Ihnen schon gesagt welche Existenz ich jetzt führe — Sie sehen, daß ich Ihnen nichts nützen kann, und übrigens —«

»Und übrigens — was?« ruft Saint-Croisy, indem er durchbohrende Blicke auf den Ciseleur heftet.

»Nichts,« antwortet Harzmann, indem er die Lippen fest zusammenschließt.

Dann entfernt er sich auf demselben Wege, auf welchem er gekommen ist.

Saint-Croisy sieht ihm nach und murmelt:

»Ha! wehe Dir, wenn ich deinen geheimen Gedanken entdeckt habe.«

Fünftes Capitel.

Eine Verwandlung.

Als Camilla durch Endymion erfahren hatte, daß der Mann, der das Recht hatte, sie seine Tochter zu nennen, in einem öffentlichen Café als Gauner und Dieb behandelt worden, war ihr Entschluß gefaßt, und wir haben gesehen, daß sie, nachdem sie sich kaum von der Gemüthsbewegung erholt, in welche sie durch die Mittheilung des eleganten Dufourré versetzt worden, denselben rasch verlassen hatte, um sich schnell zu ihr zu begeben. Camilla wußte, daß Leoville im Laufe des Tages nach Saint-Gervais kommen würde. Sie wollte seine Ankunft nicht abwarten, um aus dem Hotel Pothery zu entfliehen. Sie mißtraute noch ihrer eigenen Schwäche und dennoch stand ihr Entschluß fest. Sie hatte bei sich gesagt: »Die Tochter eines Mannes, den man öffentlich als einen Dieb behandelt, darf nicht die Gattin des Vicomte Leoville werden, denn früher oder später würde er sich schämen mir seinen Namen gegeben zu haben.«

Während Camilla in der Eile ihre Sachen zusammenpackte, kam ein Fiaker, welcher Leute auf's Land gebracht und leer wieder zurückkehrte, durch die große Gasse des Dorfes gefahren. Den Kutscher rufen, von ihm ihre Sachen hinuntertragen lassen, in den Wagen steigen und fortfahren — alles

dies war für die junge Dame das Werk einiger Minuten gewesen, und indem sie sich in den Wagen warf, hatte sie einfach zu dem Kutscher gesagt: »Nach Paris!«

Nachdem sie aber die Straße von Pantin hinuntergefahren war, hatte der Kutscher in dem Augenblick, wo er die Barrière passirte, die Pferde angehalten, sich nach dem Innern des Wagens herumgedreht und zu der Person, die er fuhr, gesagt:

»Madame, hier sind wir am Eingange von Paris – nach welchem Stadttheile soll ich Sie bringen? Denn dann werde ich wissen, ob ich diese Barrière oder eine andere zu passiren habe.«

»Wohin?« Diese Frage, welche jetzt der Kutscher an sie richtete, hatte Camilla, seitdem sie in dem Wagen saß, fortwährend an sich selbst gerichtet, aber noch nicht auf genügende Weise beantworten können.

Einen Augenblick lang hatte sie die Idee gehabt, wieder zu Sincère's Großmutter zurückzukehren. Sie wußte wohl, daß die gute Madame Monclair sich sehr freuen würde, sie zu empfangen und ihr ein Asyl bei sich anzubieten, aber sie hatte auf dieses Project wieder verzichten müssen, indem sie bei sich sagte:

»Leoville weiß jetzt, daß ich in diesem Hause lange gewohnt habe. Er kennt die zärtliche Anhänglichkeit, welche Sincère und seine alte Mutter an mich haben. Dorthin wird er daher zuerst gehen, um mich zu suchen, und ich kenne die Offenheit meines jungen Freundes. Vergebens wird er versuchen, sich zu verstellen — er kann nicht lügen. Leoville wird sehr bald die Wahrheit erfahren. Wenn ich will, daß er mich nicht wiederfinde, wenn ich mich seinen Nachforschun-

gen auf immer entziehen will, dann dürfen auch meine guten Freunde nicht meinen Zufluchtsort erfahren, denn sonst würden Sincère's Besuche sehr bald zur Entdeckung desselben führen. Aber wo soll ich hingehen — was soll ich thun, damit man mich nicht wiederfinde? Ich kann mich doch nicht verdammen, ewig in einem Zimmer zu leben, ohne es zu verlassen? Wenn ich Paris meide, wo soll ich dann hin? Und wenn ich übrigens nicht mehr will, daß die Personen die ich liebe, mich sehen, so will ich doch nicht mich in gleicher Weise verdammen, auf ihren Anblick zu verzichten. Nein, ich will mir zuweilen das Vergnügen machen können, sie zu betrachten — ich will, ohne daß sie es ahnen, ihre Gegenwart genießen — dies soll mein einziges Glück sein, und wenn ich Paris verließe, so müßte ich auch hierauf verzichten. Nein, ich werde in Paris bleiben, es ist blos nöthig, daß man mich nicht wiedererkenne.«

Während Camilla sich alles dies sagte, fuhr der Wagen immer weiter, und als der Kutscher endlich in dem Augenblick, wo er nach Paris hineinfahren will, Halt macht und sie fragt, in welchen Stadttheil er sie fahren soll, antwortet sie stammelnd:

»Fahrt durch diese Barrière — dann über die Boulevards — ich suche ein Magazin — ich werde Euch sagen wo ich Halt machen will.«

Der Wagen fährt wieder weiter, man kommt nach Paris hinein, man erreicht die Boulevards. Plötzlich als man an einem großen Herrnkleidermagazin vorüberkommt, erwacht ein Gedanke in Camilla.

Sie läßt den Kutscher sofort halten, steigt aus und tritt in das Magazin.

Die Commis kommen der jungen Dame eifrig entgegen.

»Was wünschen Sie, Madame?«

»Einen vollständigen Anzug für einen jungen Mann.«

»Sehr schön, Madame; wie groß — wie weit ungefähr?«

»Von meiner Länge, schlank wie ich — nehmen Sie Ihr Maß, als ob es für mich wäre.«

»O, dann ist die Sache sehr leicht — Sie wollen Beinkleider, Weste und Paletot oder Frack?«

»Paletot und alles ein wenig weit. Ach, wenn es möglich wäre, daß ich auch gleich ein Halstuch, einen Hut und Stiefel mitbekommen könnte!«

»Ja wohl, Madame, wir werden Ihnen dies Alles schaffen. Ein Hutmacher wohnt gegenüber und ein Schuhmacher nebenan. Halstücher haben wir selbst in großer Auswahl.«

Es dauert nicht lange, so hat Camilla einen Paletot, Beinkleider und eine Weste ausgewählt. Der Hutmacher bringt mehre Hüte, sie nimmt den, welcher auf ihren Kopf paßt. Der Schuhmacher bringt Stiefel, sie zeigt ihren Fuß, indem sie sagt, daß die Stiefel für einen ähnlichen passen sollen. In sehr kurzer Zeit hat sie Alles, was zum vollständigen Costüm eines Mannes gehört. Man trägt alles dies in den Wagen, sie steigt dann selbst wieder hinein und sagt zu dem Kutscher:

»Nach den Champs-Elysées.«

Und der Kutscher schlägt den Wagen wieder zu, indem er murmelt:

»Na, heute werden meine Pferde sich freuen.«

Kaum befindet sich Camilla wieder in dem Wagen, so zieht sie die Vorhänge zu und beginnt dann einen vollständigen Garderobewechsel. Nachdem sie sich der Kleidungsstücke ihres Geschlechtes entledigt, von welchen sie nur das behält, was ihr unter Männerkleidern nicht unbequem sein kann, zieht sie die Stiefel, die Beinkleider, die Weste an, schlingt das Tuch um ihren Hals und zieht zuletzt den Paletot an.

Alles dies sitzt ihr sehr gut. Schon mehrmals in früheren Jahren hat Camilla sich zum Scherz als Knabe verkleidet und bei Frau von Löwenstein hatte sie oft, um auf dem freien Felde herumzulaufen, die Kleider angelegt, welche ein Gärtnerlehrling auf dem Schlosse zurückgelassen, als er die Soldatenuniform hatte anziehen müssen.

Camilla sieht in ihrem neuen Costüme ganz gut aus, und sie steckt die ausgezogenen Kleider in einen Nachtsack, der einen Theil ihres Gepäckes ausmacht.

Die Toilette ist beendet, und die Veränderung wäre vollständig, wenn das schöne Haar der Dame nicht ihr Geschlecht verriethe. Dieses Haar ist auch Ursache, daß der Mannshut nicht gut auf ihrem Kopfe sitzt. Sie muß sich daher entschließen, es zu opfern. Sie nimmt eine große Schere aus ihrem Koffer, und in einem Augenblicke ist das schöne braune Haar abgeschnitten, — nicht ohne tiefe Seufzer, denn schönes Haar ist der reizendste Schmuck eines Weibes; nichts ersetzt diesen, ausgenommen eine Perrücke.

Nachdem das Haar abgeschnitten worden, ist die Umwandlung vollständig. Camilla ist ein schöner Jüngling von achtzehn bis neunzehn Jahren, und ihre ernste Miene und die Blässe des Gesichts dienen jetzt auf wunderbare Weise dazu, ihr ein männliches Ansehen zu geben.

Camilla zieht die Vorhänge ihres Wagens wieder in die Höhe, als der Kutscher eben in die Champs-Elysées einbiegt.

Camilla erinnert sich, daß sie, ehe sie in demselben Hause mit Sincère gewohnt, einige Tage sich in einem Hause der Allée-des-Veuves aufgehalten hat, dessen Schließerin sehr gefällig war und ihr ein kleines möblirtes Zimmer in Aftermiethe überließ. Sofort ruft sie dem Kutscher zu:

»Allée des Veuves, ich werde Euch sagen, wo ich halten will!«

Es dauert nicht lange, so erreicht man den bezeichneten Ort. Camilla erkennt das Haus und befiehlt dem Kutscher Halt zu machen.

Dieser steigt vom Bocke, um den Schlag zu öffnen, und stößt einen Ruf der Ueberraschung aus, als er anstatt der Dame, welche eingestiegen, einen Mann aussteigen sieht.

»Das lasse ich mir gefallen, die Unterröcke haben sich in Hosen verwandelt!« ruft der Kutscher, indem er diese Worte mit einem lauten dummen Gelächter begleitet.

Camilla beeilt sich jedoch, ihm zehn Francs in die Hand zu drücken, indem sie zu ihm sagt:

»Schweigt! Es gilt eine Wette — verrathet mich nicht.«

»O seien Sie unbesorgt, Madame, oder vielmehr Monsieur; wenn es Ihnen Spaß macht — ich habe nichts dagegen. Allerdings haben wir jetzt nicht Carneval, aber Leute, die sich verkleiden, sieht man das ganze Jahr — es ist das eine Beschäftigung so gut wie eine andere.«

»Bleibt noch einen Augenblick hier, während ich hier hineingehe.«

»Ja, Monsieur — oder Madame — aber die Kleider stehen Ihnen sehr gut — Sie machen sich famos!«

Camilla tritt in das Haus und findet hier glücklicherweise dieselbe Schließerin und fragt sie, ob sie ihr ein Zimmer in ihrem Hause überlassen kann.

Während sie spricht, mustert die Schließerin sie und sagt dann:

»Es ist sonderbar, junger Herr — ich kenne Sie nicht und dennoch erinnert Ihr Gesicht mich an Jemand.«

»An meine Schwester, Madame, die vor ungefähr zwei Jahren bei Ihnen wohnte — Madame Eduard.«

»Ah, ganz recht, Madame Eduard! Ja, das war eine allerliebste junge Dame. Sie blieb nur kurze Zeit hier, weil dieser Stadttheil ihr zu abgelegen war — sie fürchtete, wenn sie des Abends nach Hause ginge — also Sie sind Ihr Bruder — ja, Sie sehen ihr wirklich sehr ähnlich.«

»Meine Schwester sagte mir eben, daß ich mich an Sie wenden möchte — sie rühmte Ihre Gefälligkeit — können Sie mir ein Zimmer miethen?«

»Ein Zimmer? Ja, ich habe eins, aber Möbel habe ich nicht — das, welches ich an Ihre Schwester vermiethete, ist bewohnt — es ist hier kein Hôtel garni.«

»Deshalb wollte ich eben gern hier wohnen — o, ich bin sehr leicht zufriedenzustellen — ein Gurtbett, eine Matratze wird mir genügen, bis ich mir das Andere, was ich brauche, selbst kaufe.«

»Wenn Sie blos ein Gurtbett haben wollen, so habe

ich deren zwei auf dem Oberboden stehen, und eine Matratze wird sich schon finden — das Uebrige aber —«

»Nun, das wird schon in der Nachbarschaft zu kaufen sein; also die Sache ist abgemacht — ich bin Ihr Abmiether.«

Camilla begleitet diese Worte mit dem unwiderstehlichen Argument, welches sie der Madame Mignonette — so heißt die Schließerin — in die Hand drückt.

Dann geht sie wieder hinaus an ihren Wagen und läßt ihren Koffer und die Packete hereintragen.

Madame Mignonette, welche durch das Geldgeschenk noch viel höflicher gemacht worden ist, beeilt sich ihre Schlüssel zu holen und sagt zu Camilla:

»Folgen Sie mir — ich werde Sie führen — es ist ein wenig hoch.«

»Das ist mir gleich.«

»Aber die Aussicht ist reizend — die Champs-Elysées, der Petit-Moulin-Rouge, eine sehr besuchte Restauration — Sie können sogar den Eingang zu dem Garten Mabile sehen.«

»Was ist das für ein Garten dieser Garten Mabile?«

»Ein Ort, wo man tanzt — o, es ist sehr schön dort — der ganze Garten aufs Prächtigste erleuchtet.«

»Darnach frage ich nicht viel — ich bin kein Freund vom Tanzen.«

»Aber dennoch sollte ich meinen, ein junger Mann von Ihrem Alter — indessen, Jeder nach seinem Geschmack — ich für meine Person habe sonst sehr viel getanzt.«

Sechstes Capitel.

Herr Julien.

In der dritten Etage macht die Schließerin Halt, öffnet eine Thür und läßt Camilla in ein kleines, etwas mansardenartiges Zimmer treten, welches aber durch zwei Fenster, die auf die Allée-des-Veuves gehen, sehr gut erleuchtet wird.

»Das ist das Zimmer — paßt es Ihnen?«

»Vollkommen.«

»Dann will ich von meinem kleinen Neffen Ihren Koffer und Ihre Packete herauftragen lassen, und dann soll er ein Gurtbett vom Oberboden holen. Aber Sie werden wenigstens auch zwei Stühle brauchen.«

»Allerdings, wenn es möglich wäre.«

»Ja wohl, da gegenüber wohnt ein Herr, bei dem ich die Aufwartung besorge. Er ist ganz allein, geht schon am Morgen aus und kommt niemals eher wieder, als bis er sich schlafen legt. Der braucht kein Dutzend Stühle zu haben — ich werde ihm zwei wegnehmen — er wird es nicht einmal bemerken.«

»Später werde ich sie ihm wiedergeben.«

»Na, das glaube ich wohl — essen werden Sie sie nicht. Apropos, Ihr Name, wenn es Ihnen beliebt — denn wenn man nach Ihnen fragt, oder wenn man Ihnen

Briefe bringt, so muß ich doch den Namen meines Abmiethers wissen.«

»Ich heiße Julien.«

»Julien — wie weiter?«

»Blos Julien — das ist mein ganzer Name.«

»Ah, das ist etwas Anderes. Wohlan, Herr Julien, Sie sehen wirklich Ihrer Schwester, Madame Eduard, sehr ähnlich. Ohne Zweifel wird sie Sie hier zuweilen besuchen, nicht wahr?«

»Nein, sie hat Paris verlassen.«

»Das thut mir leid — sie gefiel mir sehr diese kleine Dame. Ich werde Ihnen Ihre Sachen schicken — doch nein, erst werde ich die zwei Stühle holen. Sehen Sie ein wenig zum Fenster hinaus, das wird Sie unterhalten — aber heute Abend werden Sie sich erst wundern. Wenn der Garten Mabile illuminirt ist, wenn der Wind gerade von der rechten Seite kommt, dann hört man hier die Ballmusik — famose Musik — ich kann mich dann allemal nicht halten. Wenn ein Walzer gespielt wird, packe ich meinen Neffen, der dreizehn Jahre alt ist, beim Arme, und walze mit ihm um den Ofen herum. Ha, welch eine herrliche Musik — aber dieser Schlingel von Joseph kommt niemals richtig in den Takt. Joseph! — heda, Joseph! Bring sogleich den Koffer und die Packete herauf, die unten liegen — halte Dich ein wenig dazu, Vagabund! — Er ist ein guter Junge, aber ein wenig träg.«

Nach Verlauf einer Stunde war Camilla in ihrer neuen Wohnung eingerichtet. Sie hatte nur das durchaus Nothwendige, aber sie fühlte sich glücklich, ein Asyl in einem anständigen Hause gefunden zu haben. Ein Gurtbett diente

ihr zum Lager, die Pförtnerin hatte ihr dazu eine Matratze, eine Decke und ein Kopfkissen geliehen. Ihr Mobiliar bestand nur aus zwei Stühlen, die sie von dem Abmiether geholt, der in derselben Etage wohnte, und dann aus einem kleinen Tisch von weißem Holz, den man zugleich mit dem Gurtbett auf dem Oberboden gefunden.

Sie beauftragt den Neffen der Madame Mignonnette, ihr einen Wasserkrug, ein Waschbecken und einige andere für die Toilette unentbehrliche Gegenstände zu kaufen.

Joseph ist ein Knabe von dreizehn Jahren, dick und stark, aber sehr klein für sein Alter, und hat ein sehr keckes, dreistes Ansehen. Er besorgt die ihm ertheilten Aufträge pfeifend und singend, und als er zum letzten Male mit Lichtern und einem Wachsstock wieder kommt, hatte er eine schon vollkommen angerauchte Pfeife im Munde.

Camilla betrachtet den Knaben, der mit der Ruhe eines alten Invaliden qualmt, und sagt zu ihm:

»Wie, mein Freund, Sie rauchen?«

»Das will ich meinen! Meine Tante verbietet mir es, aber was sie sagt, gilt nichts.«

»Sie rauchen und sind noch so jung?«

»Ich bin dreizehn Jahre alt. Da kenne ich den Sohn eines Weinhändlers, der ist erst neun Jahre alt, und chmaucht alle Tage seine zwei Pfeifen.«

»Und die Eltern erlauben das?«

»Wenn die Eltern rauchen, warum sollen dann die Kinder nicht auch rauchen? Jetzt raucht alle Welt, es gehört zum guten Ton.«

»Das hätte ich nicht geglaubt.«

»Ich habe Ihnen auch ein Packet Cigarren mitgebracht. Sie hatten mir es nicht geheißen, aber ich dachte, es würde Ihnen Vergnügen machen, wenn Sie aber lieber eine Pfeife rauchen, so will ich Ihnen eine holen — es ist nicht weit.«

»Ich danke, aber ich will weder Pfeife noch Cigarre, ich brauche das Alles nicht.«

»Wie — Sie rauchen nicht?«

»Niemals.«

Der kleine Bube macht große Augen und ruft:

»Sie rauchen nicht? Aus welchem Lande kommen Sie denn?«

»Aus einem Lande, wo die Männer nicht den Geruch einer Wachstube mit sich herumtragen wollen — wo sie die Damen noch hinreichend achten, um nicht in ihrer Gegenwart zu rauchen.«

»Ah, das muß aber weit von hier sein.«

Die Schließerin bringt eine Fleischpastete, Brot, Wein und einiges Obst herauf, denn Camilla war von Saint-Gervais fortgegangen, ohne dinirt zu haben, und obschon sie keinen großen Hunger hatte, so gehörte unsere Heldin doch nicht zu denen, welche nur von Seufzern und Liebe leben.

Bei dem Eintritt seiner Tante will Joseph seine Pfeife schnell unter seine Blouse verstecken, aber er kann es nicht schnell genug thun, und Madame Mignonnette faßt ihn schnell am Arme, indem sie sagt:

»Siehst Du, Schlingel! erwische ich Dich wieder mit brennender Pfeife? Willst Du Dir denn durchaus den Schlund verbrennen, unglückliches Kind? Dabei verbrennst Du oben-

drein deine Blouse, und wirst noch einmal das ganze Haus in Brand stecken, wie dies dem Sohne des Tischlers nebenan passirt ist, denn drei Viertheile der Feuersbrünste werden jetzt durch die Unklugheit oder Dummheit der Tabakraucher angestiftet. Nicht genug, daß diese Herren uns mit ihrem Tabak vergiften, müssen sie uns auch noch verbrennen und ruiniren. Ja, man muß gestehen, daß die Franzosen früher sauberer waren, und daß sie sich sehr geschadet, indem sie die deutschen, flamländischen und holländischen Gewohnheiten angenommen haben. Rauchen Sie auch, Herr Julien?«

»Nein, Madame, niemals.«

»Sie rauchen nicht? Ah, ich fand Sie schon sehr hübsch und artig, aber nun trage ich Sie vollends in meinem Herzen; ein junger Mann von — wie alt sind Sie wohl?«

»Ich bin zwanzig Jahre, Madame.«

»Ein junger Mann von zwanzig Jahren, der nicht raucht, das ist ja ein wahrer Phönix. Sieh, Joseph, nimm Dir ein Beispiel daran, anstatt mir zeither jeden Sou, den Du Trinkgeld bekommst, für Pfeifen und Tabak auszugeben. Haben Sie nun Alles, was Sie brauchen, Herr Julien?«

»Ja, Madame. Morgen werde ich vollends anschaffen, was mir noch fehlt.«

»Es ist schon Nacht. — Joseph, zünde die Hoflaterne an.«

»Ja, Tante.«

»Vorher gib mir aber deine Pfeife.«

»Wozu? Sie brennt nicht mehr.«

»Gleichviel, ich sage: gib mir deine Pfeife — schnell! schnell!«

»Du wirst sie mir zerbrechen — das ist sehr dumm.«

»Ich werde sie nicht zerbrechen, wenn Du gehorsam und artig bist; also rasch!«

Der Knabe zieht mürrisch seine Pfeife unter seiner Blouse hervor und hält sie seiner Tante hin. Diese will sie fassen, da aber Joseph sie nicht losläßt, so bricht sie in mehrere Stücke.

Nun stampft der Knabe wüthend mit dem Fuße und ruft:

»Da siehst Du! Du hast sie mir doch zerbrochen — sie kostet zwei Sous!«

»Du bist selbst Schuld daran, Schlingel! Schweig, und geh hinunter und zünd' die Laterne an. Wenn Du Dir noch einmal einfallen lässest, eine Pfeife zu kaufen, so sollst Du sehen!«

Joseph geht fort, indem er nach der Melodie eines Gassenhauers mit gedämpfter Stimme singt: »Ich kauf' mir eine andere! Ich kauf' mir eine andere! Ich kauf' mir eine andere!«

»Ah, Herr Julien, man hat seine liebe Noth mit den Kindern — es ist, als ob der Rauch auch ihr Herz austrocknete. Früher respectirten sie ihre Eltern — jetzt verspotten sie dieselben. Wenn es dies ist, was man Fortschritt nennt, dann danke ich dafür — dann ist mir der Rückschritt lieber. Wasser habe ich Ihnen heraufgebracht. Sie bedürfen nichts mehr?«

»Nein, Madame — des Morgens genieße ich gern Kaffeh mit Milch zum Frühstück, und da ich kein Geräth hier habe, so wäre es mir lieb, wenn Sie mir ihn bereiten wollten.«

»Sehr gern. Wie könnte auch ein junger Mann Kaffee kochen! — ich koche schon welchen für Ihren Nachbar, Monsieur Consonne, den Schreiblehrer. Ich habe ja dann weiter keine Mühe, als die Portion noch einmal so groß zu machen. Verlangen Sie ihn sehr früh? Ohne Zweifel sind Sie Student der Rechte oder der Medicin?«

»Nein — ich studire zu Hause — ich gehe sehr wenig aus — wenn ich meinen Kaffee um neun Uhr bekomme, so ist es zeitlich genug.«

»Gut, gut — ich wünsche Ihnen gute Nacht, Herr Julien — wenn Sie etwas brauchen, so rufen Sie nur Joseph.«

»Ich danke, Madame.«

Und die Pförtnerin geht wieder hinunter, indem sie murmelt:

»Ein junger Mann, der nicht raucht — welch ein Fund! — zum Unglück wird er der Einzige im Hause sein.«

Camilla sehnte sich allein zu sein, um nachzudenken, um ungestört weinen zu können, denn man verläßt nicht mit einem Male eine angenehme Stellung, man verzichtet nicht auf eine ganze Zukunft von Liebe und Glück, ohne daß das Herz dadurch gebrochen und zerrissen wird.

Dennoch aber besaß sie Muth, und nachdem sie einige Augenblicke geweint, trocknet sie ihre Thränen, indem sie bei sich sagt:

»Ich habe meine Pflicht gethan — dieser Gedanke muß mir Kraft geben, meinen Kummer zu ertragen — wenigstens werde ich seiner Liebe würdig geblieben sein, und wenn er eines Tages aufhört mich zu lieben, so bin ich doch überzeugt, daß er mich immer achten wird.«

Camilla fühlte sich nicht behaglich in einem Costüm,

welches sie niemals so lange getragen. Nachdem sie ihre Thür fest verschlossen, zieht sie daher ihren Paletot aus und ein Camisol an. Nun athmet sie freier!

Dennoch fehlen ihr noch mehre Dinge, um ihr männliches Costüm vollständig zu machen. Erstens Männerhemden, dann eine schwarze Cravatte, gegen die sie ihr Halstuch vertauschen will, ferner Hosenträger, Socken.

»Alles dies werde ich morgen kaufen,« sagt Camilla bei sich selbst, indem sie sich vor ihre Fleischpastete an den Tisch setzt. Sie versucht zu essen, aber sie hat keinen Appetit. Sie denkt an Leoville, an Sincère und sagt:

»Sie werden mich nicht wiederfinden! — O diesmal ist es unmöglich, daß sie mich entdecken — dieses Costüm muß meine Spur gänzlich verwischen — es war eine gute Idee die ich hatte — ja eine sehr gute Idee.«

Und indem sie dies sagte, ließ Camilla zwei große Thränen aus ihren Augen rinnen, denn die »gute Idee« trennte sie auf immer von den Personen, welche sie liebte.

Endlich macht sich die Ermüdung fühlbar und da der Schlaf der beste Tröster ist, so steht Camilla vom Tische auf, indem sie sagt:

»Legen wir uns nieder und schlafen wir — das ist das Beste, was ich jetzt thun kann.«

Sie beeilt sich ihre Weste, ihre Beinkleider auszuziehen, aber dann bleiben ihr noch die Stiefel. Diese waren ein wenig eng und waren es noch mehr geworden, weil ihr an diese Bekleidung nicht gewöhnter niedlicher Fuß darin angeschwollen war.

Camilla, welche die Stiefel ohne große Anstrengung angezogen, glaubt, sie werde sie auf dieselbe Weise ausziehen

können. Sie versucht, sie mit den Händen herunterzuziehen, aber sie zermartert sich beinahe die Finger und die Stiefel rühren sich nicht.

»Mein Gott, wie zieht man denn das aus?« sagt sie, indem sie ungeduldig in ihrem Zimmer hin- und hergeht. »Meine Füße sind jedoch hinein gegangen und wollen nun nicht wieder heraus! Es muß eine gewisse Methode geben, auf welche man Stiefel auszieht, aber ich kenne sie nicht. Wenn ich wagen könnte bei einem Nachbar zu fragen, aber man würde mich auslachen und übrigens wer weiß, ob man, wenn man mir die Stiefel auszöge, nicht bemerkte, daß ich kein Mann bin. Nein, dieser Gefahr will ich mich nicht aussetzen. Mein Gott! mein Gott! — und dennoch möchte ich meine Stiefel ausziehen! Ach, es ist weit angenehmer in Frauenkleidern zu gehen als in Männerkleidern.«

Camilla macht noch einen Versuch, indem sie den Fuß eines Stuhles auf die Spitze eines Stiefels stemmt. Ihr Fuß, der sehr klein ist, würde wohl herausgehen, aber dafür hat sie eine sehr hohe Spanne und an dieser Stelle sitzt der Stiefel eben so hartnäckig fest.

Nachdem sie sich lange mit vergeblichen Bemühungen abgemartert hat, verzichtet sie darauf und sagt bei sich selbst:

»Wohlan, da es nicht anders geht, so werde ich sie diese Nacht anbehalten. Es wird allerdings nicht bequem sein. Auf das Betttuch kann man sich übrigens mit Stiefeln auch nicht legen, ich muß mich deshalb auf die bloße Matratze werfen und mich in die Decke wickeln. Morgen kaufe ich mir Schuhe.«

Und Camilla, welche diesmal die Männertracht verwünscht, legt sich in ihren Stiefeln schlafen.

Siebentes Capitel.

Ein unbequemer Nachbar.

Die Ermüdung hatte den Aerger besiegt. Camilla schlief noch, als sie an ihre Thür pochen und gleichzeitig die Stimme der Schließerin hörte, welche rief:

»Herr Julien, Ihr Kaffe ist fertig — es ist neun Uhr vorbei; ich sage Ihnen das für den Fall, daß Sie vielleicht Geschäfte zu besorgen haben.«

Camilla beeilt sich ihren Paletot anzuziehen, welchen sie sorgfältig bis ans Kinn zuknöpft, und öffnet der Schließerin, welche auf einem Teller eine ungeheure Tasse Kaffeh und ein kleines Brot bringt. Beim Gehen aber findet Camilla Schwierigkeit — ihre Füße sind angeschwollen und thun ihr sehr weh.

»Hier ist Ihr Frühstück, Herr Julien. Haben Sie in Ihrer neuen Wohnung gut geschlafen?«

»Ja, Madame, sehr gut — ich danke Ihnen.«

»Aber was fehlt Ihnen denn? man sollte meinen, Sie hinkten, haben Sie sich Schaden gethan?«

»Nein, aber ich will Ihnen sagen, weshalb ich hinke. Gestern Abend war ich nicht im Stande meine Stiefel auszuziehen und mußte mich damit zu Bett legen. Heute Morgen nun empfinde ich heftige Schmerzen.«

»Sie armer junger Mann! Wie kommt es aber, daß Sie Ihre Stiefel nicht haben ausziehen können — sie sind vielleicht noch ganz neu?«

»Ja wohl, Madame.«

»Allerdings ist kein Stiefelzieher da, aber Sie durften mich ja nur rufen! Ich selbst habe keinen Stiefelzieher, aber ich würde schon einen im Hause gefunden haben. Warten Sie, Herr Consonne ist noch nicht fort; ich werde den seinigen leihen.«

Die Pförtnerin läuft auf den Vorplatz, pocht an eine Thür und eine Stimme, welche den Tönen einer Tuba gleicht, fragt:

»Wer ist da? was will man von mir? — ich bin noch nicht angekleidet — ich habe einen Theil der Nacht hindurch gearbeitet und am Morgen den Schlaf nachholen müssen, den ich am Abend geopfert.«

»Herr Consonne, ich möchte Ihren Stiefelzieher leihen für Ihren Nachbar.«

»Ah, Sie sind es, Madame Mignonnette? — Dann kann ich ohne Gefahr mich in meinem Schlafgemach zeigen.«

Die Thür des Nachbars öffnet sich und ein kleiner Mann von fünfzig Jahren, außerordentlich aufgedunsen, mit rothem Gesicht und einer Tabaksnase erscheint, den Kopf mit einer Nachtmütze bedeckt, um welche ein breites, rosenfarbenes Band flattert. Sein Körper ist in einen Schlafrock gehüllt, der nur bis auf die Hälfte der Wade herabreicht und zwei nackte haarige Beine sehen läßt, welche den Schenkeln eines Hirsches gleichen.

»Entschuldigen Sie, daß ich störe, Herr Consonne — ich glaubte, Sie wären schon angekleidet.«

»Ich sage Ihnen nochmals, daß ich einen Theil der Nacht hindurch gearbeitet habe. Wissen Sie nicht, Madame Mignonnette, daß wir nahe an der Epoche angelangt sind, wo in den Schulen und Pensionen die Prämien ausgetheilt werden?«

»Nein, das weiß ich nicht. Haben Sie einen Stiefelzieher?«

»Einen Stiefelzieher? — einen Stiefelzieher wollen Sie von mir leihen?«

»Ja wohl — für Ihren neuen Nachbar, der seine Stiefel nicht herunterkriegen kann.«

»Warum wollen Sie, daß ich einen Stiefelzieher habe, da ich doch nur Schuhe trage? Ihr Verlangen ist ein ungereimtes. Merken Sie sich die allgemeine Regel, Madame Mignonnette: Um einen Stiefelzieher zu finden, muß man zu den Leuten gehen, welche Stiefel tragen.«

»Das ist ganz richtig, mein Herr; ich werde einmal eine Treppe tiefer gehen, zu Herrn Verbois — das ist ein Elegant — der muß Stiefel tragen.«

Während die Pförtnerin hinuntergeht, lenkt Herr Consonne, der während des Gesprächs auf den Vorplatz herausgekommen ist, seine Schritte nach der Thür seines Nachbars, welche Madame Mignonnette angelehnt gelassen hat, indem er sagt:

»Ah! Ich habe einen neuen Nachbar auf meinem Platze! Wir wollen doch sehen — vielleicht will er zufällig Schreibunterricht nehmen — Schreibunterricht nimmt man in jedem Lebensalter.«

Und Herr Consonne stößt die Thür auf und tritt bei

Camilla ein, die eben im Begriff ist ihren Kaffeh zu trinken.

Bei dem Anblick dieses Herrn, welcher mit nackten Beinen, in Pantoffeln und in einem Schlafrock hereinkommt, den er zuweilen übereinanderzuschlagen vergißt, macht sie eine Geberde des Schreckens und ruft:

»Was wünschen Sie, mein Herr?«

Der Schreiblehrer antwortet mit seiner Baßstimme, indem er sich vor Camilla niedersetzt:

»Guten Morgen, Nachbar. Man hat mir gesagt, daß Sie einen Stiefelzieher brauchten — da ich aber keine Stiefel trage, so bediene ich mich eines solchen niemals. Außerdem würde ich Ihnen denselben ex abrupto geliehen haben.«

»Ah, Sie also, mein Herr, wohnen mit in dieser Etage?«

»Ihnen gerade gegenüber — darf ich mir erlauben, junger Mann, Sie zu fragen, welchem Berufe Sie sich widmen wollen?«

»Mein Gott, das weiß ich selbst noch nicht — ich habe mich noch nicht entschieden.«

»Haben Sie eine schöne Hand?«

»Eine schöne Hand? Meine Hand ist sehr gewöhnlich, mein Herr — nicht sehr groß, das ist alles.«

»Ich glaube, junger Mann, wir verstehen einander nicht — unter einer schönen Hand verstehe ich hier eine schöne Handschrift — Current — Kanzlei oder Englisch.«

»Für das, was ich brauche, schreibe ich ziemlich gut.«

»Ziemlich gut, ziemlich gut! Ja, ja, so sprechen die jungen Leute. Wenn das, was sie kritzeln, nur einigerma-

ßen leserlich ist, so bilden sie sich ein, daß sie schreiben können. Die Kalligraphie ist aber die erste aller Künste — sie bahnt den Weg zu Allem — sehen Sie mich an — ich bin Professor — ich habe sehr hochgestellte Schüler! In diesem Augenblick unterrichte ich eine sechzigjährige Dame, deren Erziehung man gänzlich vernachlässigt hatte. Allerdings war sie früher Semmelfrau — aber sie hat kürzlich geerbt und ist jetzt reich. Sie fühlt das Bedürfniß, ihren Namen unterzeichnen und auf die Töpfe mit dem Eingemachten, welches sie verfertigt, schreiben zu können, was darin ist — und sie wird es noch so weit bringen — es wird ein wenig lange dauern, aber sie wird es noch so weit bringen.«

Camilla stampft ungeduldig mit dem Fuße, indem sie murmelt:

»Mein Gott, soll ich denn vielleicht mein ganzes Leben mit Stiefeln an den Beinen zubringen?«

»Sie leiden an den Füßen? Lassen Sie sehen — Sapristi — ich werde mich bemühen, Ihnen Ihre Stiefel auszuziehen — Männer müssen einander helfen. Stemmen Sie Ihren Fuß an mein Knie.«

Indem Herr Consonne dies sagt, schlägt er plötzlich seinen Schlafrock auseinander, unter welchem er nur sein Hemd und seine Flanelljacke trägt und läßt Schenkel sehen, die eben so behaart sind, wie der untere Theil seines Beins.

Camilla, welche fürchtet, daß dieser Herr am Ende noch mehr sehen lasse, zieht rasch ihren Fuß, dessen er sich bemächtigen will, indem sie ruft:

»Nein, mein Herr, nein — es ist nicht nöthig — Sie können nicht — ich würde Sie beschmutzen.«

»O es hat keine Gefahr — geben Sie nur Ihren Fuß her.«

»Nein, ich kann nicht zugeben, daß Sie sich diese Mühe machen.«

»Noch einmal sage ich — unter Männern ist man sich Hilfe und Beistand schuldig. Wenn ich vielleicht einmal wegen meines dicken Bauches meine Beinkleider nicht ausziehen könnte, so würde ich auch zu Ihnen kommen und sagen: Nachbar, thun Sie mir den Gefallen, mir die Hosen herunterzuziehen — wenn ich viel gegessen habe, so kann ich mich nicht bücken.«

»Ach, mein Gott, welch einen häßlichen Nachbar habe ich da!« sagt Camilla bei sich selbst, indem sie aufsteht und in ihrem Zimmer umhergeht. »Zum Glück höre ich die Schließerin.«

Madame Mignonnette kommt mit trostloser Miene zurück und sagt:

»Es ist nirgends ein Stiefelzieher aufzutreiben — der Eine trägt blos Schuhe, der Andere Galoschen, der elegante Herr zieht nur Stiefeletten an — wirklich die Stiefel kommen ganz aus der Mode —«

»Es ist wie mit so vielen andern Dingen,« sagt Herr Consonne, »ihr Reich ist vorüber.«

»Seien Sie indessen unbesorgt, Herr Julien. Ich habe Joseph fortgeschickt, daß er Ihnen einen Stiefelzieher kaufe — der kleine Schlingel war schon im Begriff, seine Pfeife zu stopfen. Er hat mir versprochen, sich dazuzuhalten.«

»In diesem Falle und da Sie, junger Herr Nachbar, von meinen Dienstanerbietungen keinen Gebrauch machen

wollen, werde ich in mein Zimmer zurückkehren, um meine erst angefangene Toilette zn beenden und meinen Schülern die für sie bestimmten Prämien zu bringen. Wenn Sie vielleicht später einmal Lust bekommen sollten, einige Schreiblectionen zu nehmen, um Ihre Hand festzumachen, so bin ich da — stets zu Ihren Diensten und nicht theuer. Uebrigens kommen Männer stets zur Verständigung mit einander.«

Herr Consonne geht in sein Zimmer zurück, was Camilla sehr angenehm ist, obschon die Schließerin ruft:

»Das ist ein sehr wackerer Mann! O, er ist ein Mann, der kein Kind um einen Pfennig bevortheilen würde. Es ist nur Schade, daß er zuweilen — freilich werden Sie sagen: Vollkommen sind wir Alle nicht — und übrigens passirt es ihm auch nicht oft—«

»Was denn?«

»Daß er sich benebelt — daß er zu viel ißt und trinkt. Dann ist er allemal in der Nacht krank und es nimmt kein Ende. Er muß Thee bekommen und zuweilen muß das spitzige Instrument angewendet werden. Ich aber bin stets da zum Dienste meiner Miethbewohner. Ich sage: Von dem Augenblick an, wo man krank ist, gibt es kein Geschlecht mehr.«

»Ihr Neffe bleibt aber sehr lange.«

»Ja, mein Himmel, hier herum sind die Kaufläden nicht so dicht gesäet wie in dem Herzen von Paris. Ich habe ihm gesagt, er soll den Stiefelzieher bei einem Tischler suchen. Ich glaube, diese haben, dergleichen vorräthig. Uebrigens ist der kleine Schurke nicht dumm — er wird schon einen auftreiben.«

Joseph kommt endlich mit dem verlangten Möbel und ruft:

»Ach, wie albern ist doch meine Tante, die mich zu einem Tischler schickte, um einen Stiefelknecht zu kaufen; sie lachten mir ins Gesicht — die Kurzwaarenhändler haben dergleichen — und auch bei diesen hat es mir Mühe gekostet, einen zu finden.«

»Schweig, Bube, du riechst schon wieder nach der Pfeife.«

»Nun, wenn man spaziren geht, dann wird es doch wohl erlaubt sein.«

Camilla gelingt es endlich sich ihrer Stiefel zu entledigen und sie nimmt sich vor, sie nicht so bald wieder anzuziehen. Nun braucht sie aber Schuhe und man schickt Joseph zu einem Schuhmacher. Er kommt mit der Arbeiterin zurück, die ein Dutzend Paar Schuhe mitbringt. Aber keins paßt; alle sind zu groß und die Arbeiterin ruft:

»Einen solchen Männerfuß habe ich noch nie gesehen. Man hätte mir gleich sagen sollen, daß der Herr einen Frauenfuß oder vielmehr einen kleinen Mädchenfuß hat.«

Die Arbeiterin kehrt in ihren Laden zurück, um andere Schuhe zu holen. Camilla gelingt es endlich, passende zu finden. Sie gibt dem kleinen Joseph ein Zwanzigsousstück Trinkgeld und der Neffe der Pförtnerin hüpft vor Freuden, indem er ausruft:

»Nun kaufe ich mir eine türkische Pfeife mit einem Rohr von Gummi-elasticum.«

Camilla fühlt sich sehr glücklich, als sie endlich allein ist und ihre Stiefel nicht mehr an hat. Die Nachbarschaft des Schreiblehrers scheint ihr nicht sehr angenehm zu sein, aber siesa gt sich, daß sie niemals etwas mit ihm zu thun haben

und daß er sie wahrscheinlich künftig mit seinen Besuchen verschonen wird.

Uebrigens muß sie bei dem Costüm, welches sie jetzt trägt, sich allerdings darauf gefaßt machen, zuweilen in Situationen zu gerathen, die ihr nicht gefallen, aber sie darf nicht vergessen, daß, wenn man einmal Mannskleider trägt, die weibliche Empfindlichkeit in mancher Beziehung in den Hintergrund treten muß.

Achtes Capitel.

Herr Consonne hat sich benebelt.

Nachdem Camilla sich sorgfältig angekleidet und sich überzeugt hat, daß nichts in ihrer Toilette ihr Geschlecht verrathen kann, verläßt sie das Haus in der Absicht, das, was zu ihrem neuen Costüme noch fehlt, einzukaufen. Als sie aber einmal hinaus ist und sich in den Champs-Elysées sieht, überläßt sie sich dem Vergnügen, unter den schönen Bäumen, welche den Weg einfassen, spazieren zu gehen.

Hier passiren die eleganten Equipagen, die Caleschen und die Cavaliere vorüber, die eine Promenade im Wäldchen machen wollen.

Camilla erinnert sich, daß Leoville ihr zuweilen gesagt hat, eine seiner liebsten Vergnügungen sei das Reiten. Sein Onkel sei ebenfalls ein sehr guter Reiter und sie machten sehr oft vor dem Diner mit einander einen Galopp nach dem Wäldchen von Boulogne.

Nun sagt sie sich, daß sie, wenn sie oft den nach dem

Wäldchen führenden Weg besucht, ohne Zweifel Leoville vorbeikommen sehen wird, und diese Hoffnung hält sie einen großen Theil des Tages in den Elyseeischen Feldern zurück. Es ist gerade die Stunde, wo die Equipagen außerordentlich zahlreich sind, eben so wie die Reiter, welche ihre Gewandtheit und Grazie zeigen wollen und im Vorübergaloppiren einen Blick auf die in den Wagen sitzenden Damen werfen.

Alles dies geht an Camilla vorüber, welche jeden Reiter ansieht und mustert, aber ohne den zu sehen, den ihre Augen fortwährend suchen.

Endlich kehrt sie in ihre Wohnung zurück. Die Augen thun ihr weh von der fortwährenden Bewegung dieser vielen Leute und sie sagt zu sich selbst: »Jetzt werde ich ihn nicht auf der Promenade sehen — denn ich bin überzeugt, daß er mich jetzt sucht — daß er ganz Paris durchstreift, in der Hoffnung mich ausfindig zu machen — der gute Leoville — er liebt mich so sehr und ich verursache ihm viel Kummer; aber ist dies nicht viel besser, als wenn er über mich erröthen müßte?«

Es vergehen mehre Tage. Camilla hat sich gekauft, was ihr noch fehlt, um ihre Verkleidung vollständig zu machen. Sie hat sich auch ein Spazirstöckchen gekauft. Dieses wird ihre Haltung unterstützen, die das Schwierigste ist, wenn man nicht mehr das Costüm ihres Geschlechts trägt.

Camilla ist aber groß, schlank — sie hält sich gut und gerade, sie trägt den Kopf leicht auf die rechte Schulter geneigt, ihr Gang ist anmuthig und ungezwungen, ihr kurzverschnittenes Haar bildet einen natürlichen Rahmen um ihr schönes Gesicht; nach Verlauf einer Woche hat sie eine voll-

ständig männliche Tournüre gewonnen und ist ein ganz liebenswürdiger Cavalier.

Camilla hat sich jeden Tag ihr Mittagsessen von einem kleinen benachbarten Speisewirth bringen lassen. Was das Frühstück und die Gänge betrifft, so ist dies Sache der Pförtnerin und ihres Neffen.

Madame Mignonnette glaubte allerdings, ihr junger Abmiether würde sie auch mit der Aufwartung in seinem Zimmer beauftragen, aber aus sehr leicht zu errathenden Gründen besorgt er diese Arbeit selbst, indem er sagt, er sei von jeher an diese Verrichtungen gewöhnt und sie machten ihm Vergnügen.

Die Pförtnerin besteht weiter nicht auf ihrem Anerbieten, sagt aber bei sich selbst:

»Ich bin fest überzeugt, daß sein Bett sehr schlecht gemacht ist.«

Da Camilla stets eher nach Hause kommt als ihr Nachbar Consonne, so begegnet sie ihm niemals auf der Treppe. Mehrmals des Morgens ist dieser Herr an ihre Thür gekommen, hat angepocht und ihr zugerufen:

»Nachbar, ich habe so eben ganz famose Vorschriften in englischer Schrift mit Verzierungen fertig gemacht; wollen Sie dieselben vielleicht sehen?«

Camilla aber antwortet, ohne die Thür zu öffnen:

»Ich danke Ihnen, Nachbar, ich habe Kopfweh und will noch schlafen.«

»Er ist ganz verteufelt faul dieser junge Mann,« sagt Herr Consonne beim Fortgehen zu der Pförtnerin; »um neun Uhr, wenn ich ihm guten Morgen wünschen und ganz aus-

gezeichnet schön ausgeführte Vorlegeblätter zeigen will, antwortet er mir allemal: Ich will noch schlafen.«

»Ja, das ist wahr — vom Frühaufstehen ist er kein Freund,« antwortet Madame Mignonnette. »Er will auch nicht, daß ich ihm seinen Kaffeh vor zehn Uhr bringe.«

»Dann geht er also sehr spät zu Bett — er bringt die Nächte außer dem Hause zu?«

»Ach lieber gar! Er ist solid und ordentlich wie ein Mädchen — um sechs Uhr kommt er stets nach Hause, um zu diniren; des Abends geht er beinahe niemals aus und legt sich sehr zeitig nieder.«

»Dann gehört er also zum Geschlecht der Murmelthiere.«

»Und auch gar keine Besuche empfängt er. Seitdem er hier wohnt, hat noch keine Katze nach ihm gefragt.«

»Und ein Kater wohl noch viel weniger?«

»Ei, ei, Herr Consonne, wie können Sie so etwas sagen! Pfui, das ist nicht schön!«

»Ja, es war mein Spaß, Madame Mignonnette — ich komme aber auf meine vorhin ausgesprochene Meinung zurück: dieser junge Mann ist faul und träge — ich wollte darauf wetten, daß er keine schöne Hand schreibt.«

Drei Wochen sind vergangen, seitdem Camilla die Männertracht angenommen hat. Während dieser ganzen Zeit ist sie von allen ihren Bekannten keinem einzigen begegnet. Sie thut ihr Möglichstes, um ihre Traurigkeit zu überwinden; zuweilen aber machen sich ihre Niedergeschlagenheit und die Langweile zu sehr fühlbar. Dann weint sie und versenkt sich in die Erinnerungen an die Vergangenheit. Madame Mignonnette, welche sich für ihren jungen Abmiether inte-

ressirt, hat mehr als einmal seine Traurigkeit und die Röthe seiner Augen bemerkt. Sie sagt zu Herrn Consonne:

»Dieser arme Herr Julien — ich fürchte, er hat einen geheimen Kummer — er ist oft recht bleich — zuweilen hat er auch sehr rothe Augen.«

»Weil er zu lange schläft,« sagt der Professor der Schreibkunst. »Es ist mit dem Schlaf wie mit der Tugend — man muß ihn nicht übertreiben.«

»Ich für meine Person bin überzeugt, daß dieser junge Mann zu seiner Traurigkeit einen Anlaß hat, den er nicht sagen will. Man sieht ihm auch an, daß er Langweile hat.«

»Dardi!« ruft der kleine Joseph, »daß er Langweile hat, glaube ich gern — er raucht ja nicht.«

An einem schönen Herbsttage dehnt Camilla, um sich zu zerstreuen, ihre Promenade weiter aus als gewöhnlich. Sie erreicht das Wäldchen von Boulogne und sieht sich bald am Rande des Sees, mit welchem man diese Promenade verschönert hat. Hier ist aber das Stelldichein der Spazirgänger. Viele Damen steigen aus, um ein wenig am Rande des Wassers auf- und abzugehen.

Aergerlich, sich unter so vielen Leuten zu sehen, entfernt sich Camilla, indem sie in eine Allee einbiegt, welche in einen andern Theil des Wäldchens führt. Hier setzt sie sich auf eine Bank und überläßt sich ihren Träumereien.

Es dauert jedoch nicht lange, so wird sie daraus durch den Hufschlag zweier Pferde aufgeweckt, welche auf diesen Punkt zugaloppirt kommen. Es sind zwei Reiter — ein junger Mann und ein Herr von reifem Alter. Camilla richtet ihre Blicke auf sie und ihr ganzes Blut tritt nach dem Her-

zen zurück, denn in dem jüngeren der beiden Reiter hat sie Leoville erkannt.

Es war in der That der Vicomte und sein Onkel, die in dem Wäldchen von Boulogne spazirenritten.

Sie ritten beide dicht an Camilla vorüber, aber ohne daß Leoville auf sie achtet, denn in diesem auf einer Bank sitzenden jungen Mann ist er weit entfernt die Person zu ahnen, die er überall sucht.

Was den Grafen von Rochemart betrifft, so hat er im Vorüberreiten einen Blick auf Camilla geworfen, und obschon der Anblick ihres Gesichts ihn betroffen gemacht hat, so hat sein Pferd ihn doch so rasch davongetragen, daß dieser Eindruck sich sehr bald wieder verwischt hat.

Die Reiter sind schon weit und Camilla folgt ihnen immer noch mit den Augen. Endlich verschwinden sie — dann sinkt sie wieder auf ihre Bank nieder, indem sie bei sich sagt:

»Der arme Leoville, wie bleich er war! wie traurig er aussah! — Und ich bin schuld daran, daß er unglücklich ist — unseliges Verhängniß! Ach, ich wollte, er vergäße mich! — Aber, nein — nein, ich belüge mich selbst — die Liebe macht egoistisch und im Grunde meines Herzens wünsche ich, daß er mich immer liebe.«

In diese Gedanken und ganz n die Erinnerung an den Mann versunken, den sie so eben wiedergesehen, vergißt Camilla die Zeit — sie denkt nicht mehr daran, daß sie weit von ihrer Wohnung entfernt ist, und erst als die Nacht sie überrascht, denkt sie daran, daß sie noch in dem Boulogner Wäldchen ist.

Sofort erhebt sie sich, um sich nach den Champs-Elysées

zurückzubegeben. Sie muß aber mehrmals nach dem Wege fragen, denn sie ist auf diesem Terrain nicht genau bekannt und es ist daher beinahe acht Uhr, als sie endlich an der Barriere de l'Etoile anlangt.

Nun ist sie wieder in der Stadt, aber sie glaubt, es werde zu spät sein, um ihr Diner holen zu lassen, und entschließt sich daher, bei einem jener kleinen Restauranten einzutreten, an welchen sie ihr Weg vorbeiführt.

Da sie nicht in einen Salon treten will, wo viele Leute beisammen sind, weil es ihr immer ist, als müßte Jeder, der sie ansieht, ihr Geschlecht errathen, so läßt sie sich ihre Mahlzeit auf einem Tische serviren, der in einem kleinen Garten vor dem Hause steht. Hier kann sie nicht bemerkt werden. Dennoch scheint es ihr, während sie speist, als ob ein Mann in einer Blouse mit einer Mütze auf dem Kopfe sehr oft vor dem kleinen Garten hin- und herginge. Einmal bleibt dieser Mann sogar in kurzer Entfernung von ihr stehen, stemmt sich auf das Gitter, welches den Garten umschließt, und seine Blicke verweilen lange auf ihr.

Camilla setzt sich so, daß sie weniger gesehen werden kann. Sie zieht ihren Hut tiefer in die Augen herein und dreht erst nach Verlauf von fünf Minuten den Kopf wieder herum.

Nun sieht sie aber Niemand mehr. Der Mann in der Blouse ist verschwunden und Camilla überredet sich, daß sie sich ohne Grund beunruhigt hat. Nachdem sie mit ihrer Mahlzeit fertig ist, geht sie durch die Champs-Elysées hinunter — nur mit dem Gedanken an Leoville beschäftigt.

Sie freut sich so sehr ihn wiedergesehen zu haben, daß sie durchaus keine Lust verspürt, sich dem Schlafe zu

überlassen, und anstatt in die Allee-des-Veuves zurückzukehren, geht sie weiter und bleibt dann vor einem jener Cafés chantants stehen, von welchen es gegenwärtig in den Champs-Elysées förmlich wimmelt.

Sie hört einige Minuten lang einem Musikstück zu, und als sie sich hierauf plötzlich einmal umdreht, sieht sie ganz in ihrer Nähe denselben Mann in Blouse und Mütze, der vor jener Speisewirthschaft stehen geblieben war, um ihr beim Essen zuzusehen.

Camilla empfindet einen gewissen Grad von Schrecken, dennoch will sie die Züge dieses Menschen, der ihre Tritte und Schritte auszuspioniren scheint, näher ins Auge fassen, schon aber ist er nicht mehr da. Er hat sich unter der Menge verloren, welche rings herum sehr zahlreich ist und der Musik zuhört.

»Ich will lieber nach Hause gehen,« sagt Camilla bei sich selbst. »Ich will es nicht noch später werden lassen, denn obschon ich nicht weiß warum, so scheint mir doch, als belauerte mich dieser Mann.«

Es schlägt eben zehn Uhr, als der sich so nennende Herr Julien in das Haus tritt, welches er bewohnt.

»Ah, da kommt mein junger Miethsmann!« ruft Madame Mignonnette. »Ich freue mich, daß Sie wieder da sind — nicht als ob es schon spät wäre, da Sie aber gewöhnlich zum Diner nach Hause kommen und ich Sie heute zu dieser Stunde nicht sah, so beunruhigte mich das. Es ist Ihnen doch nichts Unangenehmes begegnet?«

»Nein, Madame Mignonnette, ich danke für Ihre Nachfrage. Ich hatte mich blos im Wäldchen von Boulogne ein wenig verspätet und habe deshalb gleich dort dinirt.«

»Na, das haben Sie recht gemacht, daß Sie sich ein wenig zerstreut haben — es kommt das bei Ihnen nicht oft vor. Ich bin überzeugt, daß Sie noch niemals den Ball besucht haben, der gleich hier in unserer Nähe stattfindet — ich meine in dem Garten Mabille.«

»Nein, Madame, niemals.«

»Das ist nicht recht von Ihnen. Wie ich gehört habe, ist dort Alles sehr brillant. Man sieht dort tanzen wie nirgends — ein junger Mann muß sich ein wenig amüsiren. Sie aber sehe ich nur immer seufzen. Das paßt nicht für Ihr Alter.«

»Ich liebe den Tanz nicht — ich würde mich auf dem Ball nicht amüsiren.«

»Ihr Nachbar, Herr Consonne, scheint sich heute sehr amüsirt zu haben. Er ist bei einem großen Diner gewesen — unter Professoren — und mag da nicht wenig gegessen und getrunken haben. Er ist eben erst nach Hause gekommen. Ich sah sogleich, daß er tüchtig grau war, denn er konnte die Treppe nicht finden.«

»Ach, das ist häßlich!«

»Ja, mein lieber Herr Julien, nicht alle Leute sind so solid wie Sie. Der arme Herr Consonne, wenn er nur diese Nacht nicht krank wird! Zur Vorsicht will ich immer heißes Wasser in Bereitschaft halten.«

Camilla nimmt ihr Licht und geht ihre drei Treppen hinauf. Als sie sich ihrem Vorplatz nähert, hört sie fluchen, schimpfen und an eine Thür pochen, und sieht, als sie vollends hinaufkommt, den Professor der Kalligraphie in Hemdärmeln mit Absätzen und Fäusten an die Thür seines

Nachbars schlagen, während er mit von fortwährendem Schlucken unterbrochener Stimme stammelt:

»Heda — Nachbar — Herr Julien — heda, junger Freund Julien! — machen Sie mir doch einmal auf — Sapristi! wie fest der schläft!«

»Hier bin ich, mein Herr; warum pochen Sie so an meine Thür? — was wollen Sie von mir?« sagt Camilla, indem sie mit ihrem Licht erscheint.

Der Professor sieht sie an und schlägt ein blödsinniges Gelächter auf, indem er ausruft:

»Ah, da ist er! — er war außen und ich glaubte er wäre drinnen — das ist ein guter Witz! — Da hätte ich lange pochen können! Ich arbeite mit Händen und Füßen an Ihrer Thür herum und Sie waren außen! Das ist köstlich! Meinen Sie nicht auch, Nachbar?«

Camilla hat den Schreiblehrer sanft auf die Seite gedrängt, um ihre Thür zu öffnen. Sie will in ihr Zimmer treten, ehe sie aber noch die Thür wieder schließen kann, drängt sich der dicke Mann, indem er sie mit dem Lichte beinahe über den Haufen stößt, zugleich mit in das Zimmer hinein.

»Aber, mein Herr, was wollen Sie von mir?« sagt Camilla verdrießlich. »Sie treten beinahe mit Gewalt in mein Zimmer — Sie stoßen mich — ich wäre beinahe gefallen — wissen Sie, daß ich dergleichen Manieren nicht liebe?«

Herr Consonne, der nicht hört, was Camilla sagt, wirft sich auf einen Stuhl und ruft:

»Uff! — Ich kann kaum Athem holen — blos weil ich zu enge Beinkleider anhabe. Sie werden sagen: Warum

hast Du sie angezogen? Ich habe sie angezogen, weil sie meine schönsten sind, und weil ich bei einem großen Diner gewesen bin — mit Collegen — da muß man sich so fein als möglich machen. Ha, welch ein Diner war es, junger Freund! welcher treffliche Wein von Volney — welcher Champagner — mit Trüffeln — es gibt Leute, welche davon benebelt werden — mir aber passirt so etwas niemals — ich habe einen Kopf, der etwas verträgt — Monicaud wollte mich unter den Tisch trinken — aber, Du mein Gott, der sähe darnach aus!«

»Mein Herr, alles dies ist mir sehr gleichgiltig. Es ist spät — ich möchte mich gern schlafen legen — wollen Sie die Güte haben, in Ihr Zimmer zurückzukehren?«

»Gleich, gleich, mein kleiner Nachbar! Ich werde gehen, sobald Sie mir geholfen haben werden, es mir bequem zu machen. Männer dürfen sich unter einander nicht geniren, nicht wahr? Eben ist es mir gelungen, meinen Frack auszuziehen — es ward mir freilich ein wenig schwer, aber endlich gelang es mir doch — was dagegen die Beinkleider betrifft, so ist es mir nicht möglich — mein verwünschter dicker Leib hindert mich — Sie werden mir aber den Gefallen thun, mir sie auszuziehen — ich würde mich sonst die ganze Nacht sehr unglücklich fühlen.«

»Mein Herr, ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen, denn —«

»Aber, lieber junger Freund, dies sind kleine Dienste, die ein Mann dem andern nicht verweigern darf. Sie sehen doch, daß ich mich nicht bücken kann — ich bin zu dick — fassen Sie nur unten an und es wird ganz leicht gehen — Warten Sie, ich will mich erst vollends aufknöpfen.«

»Thun Sie das nicht, mein Herr — ich verbiete es Ihnen! — übrigens werde ich Ihnen Ihre Beinkleider auch gar nicht ausziehen.«

Herr Consonne hört aber nicht auf Camilla und fängt an sich aufzuknöpfen.

Camilla eilt nun auf den Vorplatz und ruft aus Leibeskräften die Pförtnerin.

Madame Mignonnette kommt eiligst herauf und ruft:

»Mein Gott! Was gibt es denn? Ist der Schreiblehrer krank geworden?«

»Nein, Madame, aber er will sich in meinem Zimmer ausziehen und das dulde ich nicht.«

»Also deswegen rufen Sie um Hilfe? Was kann es Ihnen denn verschlagen, wenn dieser gute Mann sich bei Ihnen auszieht? Ich bin doch eine Frau, würde mir aber weiter nichts daraus machen — er ist ja so häßlich.«

Die Pförtnerin ist in Camilla's Zimmer getreten und findet hier den Professor, welcher in Hemdärmeln dasitzt und wartet, daß man ihm seine Beinkleider ausziehe, während er singt:

»Es lebe der Wein! es lebe der göttliche Rebensaft!«

Als er Madame Mignonnette erblickt, ruft er:

»Ah, da kommt Jemand, der mir meine Beinkleider ausziehen wird. Denken Sie sich, schätzbare Pförtnerin, daß mein kleiner Nachbar durchaus nicht gefällig ist, er weigert sich, mir diesen kleinen Dienst zu leisten. Wissen Sie, junger Mann, daß Horaz selbst dem Mäcenas die Hosen ausgezogen haben würde, wenn Mäcenas dergleichen getragen hätte, aber er trug keine — die Römer wußten davon nichts; sie kleideten sich weit besser als wir, weit bequemer. Auch unser

Jean Jacques, der doch auch kein Thier war, obschon er sich den Menschen der Natur nannte, hatte in den letzten Jahren seines Lebens das armenische Costüm angeommen, bei welchem man keine Beinkleider trägt — blos um sich der Natur immer mehr zu nähern. Rousseau ward doch zu jener Zeit sehr bewundert und ich begreife nicht, warum man sich damals nicht beeilt hat, ebenfalls armenische Tracht anzulegen wie er.«

Während der Schreiblehrer so schwatzt, kniet Madame Mignonnette vor ihm nieder und zieht ihm seine Beinkleider aus. Camilla schaut während der Operation zum Fenster hinaus.

»Dank, Dank, tugendhafte Pförtnerin!« ruft Herr Consonne, indem er vom Stuhl aufspringt. »Jetzt habe ich es eben so bequem als ein Römer und bin bereit Ihnen einen Fandango vorzutanzen — wollen Sie sehen —«

Und der Schreiblehrer macht Miene, im Hemd einen Tanz zu beginnen, Camilla aber stößt ihn nach der Thür, indem sie sagt:

»Nein, nein, mein Herr; wir wollen nichts sehen — gehen Sie zu Bett und lassen Sie mich in Ruhe.«

Die Pförtnerin nimmt Consonne, der einen sehr heitern Rausch hat und seitdem er seiner Beinkleider los ist, durchaus tanzen möchte, beim Arme. Sie zieht ihn aus dem Zimmer hinaus und Camilla schließt endlich wieder ihre Thür, indem sie ausruft:

»Mein Gott, welch ein abscheulicher Nachbar! — dieser Mensch wird mich zwingen auszuziehen.«

Neuntes Capitel.

Gefahren der Männertracht.

Am Morgen nach diesem Abend sagt Madame Mignonnette, indem sie Camilla ihren Kaffeh bringt:

»Herr Julien, ich habe Ihnen etwas zuzustellen — es ist nicht für Sie, aber ich glaube, Sie werden finden, daß ich wohl daran gethan habe, mich damit zu befassen.«

»Erklären Sie sich deutlicher, Madame.«

»Nun, die Sache ist die. Heute Morgen, ziemlich früh, kam ein Mann ins Haus und fragte mich: Wohnt hier nicht Madame Eduard?«

»Ach, mein Gott — und wie sah dieser Mann aus?«

»Er trug eine Blouse und Mütze, sah aber darunter sehr sauber aus. Ueberhaupt hatte er gar nicht das Ansehen eines Arbeiters, obschon er die Sprache eines solchen nachzumachen suchte.«

»Sie haben ihm doch geantwortet, daß er sich irre?«

»Das heißt, ich habe ihm geantwortet: Mein Herr, Madame Eduard hat allerdings einige Tage in diesem Hause gewohnt, aber das ist schon lange her. Heute wohnt sie nicht mehr hier, aber ihr Bruder wohnt da — Herr Julien — ein sehr solider junger Mann.«

»Das haben Sie gesagt! — Ach, das hätten Sie nicht sagen sollen!«

»Warum denn nicht? Der Mann sagte hierauf: Ah, wenn ihr Bruder hier wohnt, so ist es ganz einerlei. Hier ist ein Brief an Madame Eduard — geben Sie ihn ihrem Bruder — er wird ihn an sie befördern. Hierauf gab er mir diesen Brief und ging fort. Habe ich denn nicht Recht daran gethan, diesen Brief anzunehmen? Ich glaubte, es würde Ihnen Vergnügen machen, Ihrer Schwester gefällig sein zu können.«

Camilla nimmt das Billet, welches die Pförtnerin ihr darreicht, und murmelt:

»Lieber wäre es mir allerdings gewesen, wenn man nicht wüßte, daß ich hier wohne; aber Sie glaubten recht zu thun — ich danke Ihnen.«

Madame Mignonnette entfernt sich, indem sie bei sich sagt:

»Ein seltsamer junger Mann! Er hat etwas Geheimnißvolles. Alles ärgert ihn. — Ha, wenn er Herrn Consonne auf dem Vorplatz gesehen hätte, als er die Grotesca tanzte.«

Sobald als Camilla allein ist, öffnet sie den an Madame Eduard adressirten Brief. Ihre Augen suchen vor allen Dingen die Unterschrift und sie sieht den Namen Saint-Croisy.

Man kann sich denken, mit welcher Hast sie nun Folgendes liest:

»Meine Tochter! — Ich habe erfahren, daß Du das Haus, welches Du in Saint-Gervais bewohntest, plötzlich verlassen und mit den Personen, welche Dich liebten, alle Beziehungen abgebrochen hast. Ich fürchte, mein letzter Fehl-

tritt ist abermals die Ursache des Entschlusses, welchen Du gefaßt hast. Ich wünsche daher, Dir schleunigst zu wissen zu thun, daß Du in Zukunft nicht wieder über deinen Vater zu erröthen haben sollst. Ich will hinfort einen andern Lebenswandel führen — ich will mich bessern und auf den Weg des Guten zurückkehren. Ich werde nach Amerika gehen und mich bemühen, mir dort durch ehrliche Arbeit Hilfsquellen zu schaffen. Ich weiß nicht, ob ich jemals nach Frankreich zurückkehren und Dich wieder sehen werde. Wahrscheinlich ist es nicht — auf alle Fälle empfange meine besten Glückwünsche. Ich weiß nicht ob dieser Brief in deine Hände gelangen wird — ich vertraue ihn einem Freunde an, welcher mir verspricht, alles Mögliche aufzubieten, um Dich ausfindig zu machen. — Leb wohl! — Saint-Croisy.«

Camilla liest dieses Blatt zu wiederholten Malen. Sie will sich überzeugen, daß ihre Augen sie nicht täuschen. Ein Gefühl von Glück durchdringt ihre Seele und die Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft macht ihr Herz schneller schlagen.

»Mein Gott, wenn es wahr wäre,« sagt sie bei sich selbst, »wenn mein Vater seine Fehltritte bereute, wenn er Frankreich für immer verlassen hätte, dann hätte ich nicht mehr zu fürchten, daß seine Gegenwart meine Ruhe störe, daß er mich mit Schande bedecke, indem er mich seine Tochter nennt, und die Welt würde niemals etwas von den Banden erfahren, welche mich an ihn fesseln.«

Dann fragt sie sich, wie dieser Brief in ihre Hände hat gelangen können, aber sie entsinnt sich des Mannes, der sie am Abend vorher belauert hat und zweifelt nicht, daß dieser sie trotz ihrer Verkleidung erkannt habe.

Den ganzen Tag denkt Camilla über das nach, was ihr Vater ihr geschrieben, aber schon ist sie weniger traurig, weniger niedergeschlagen als gewöhnlich, und als Madame Mignonnette ihr das Diner heraufbringt, ruft diese aus:

»Wie mir scheint, Herr Julien, sind Sie nicht mehr ungehalten, daß ich Ihnen den Brief für Ihre Schwester übergeben habe. Sie sehen weit freundlicher aus, als heute Morgen.«

»Allerdings, Madame, da meine Schwester keine Geheimnisse vor mir hat, so habe ich von diesem Briefe Kenntniß genommen und sein Inhalt hat mir Vergnügen gemacht.«

»Um so besser, denn gestern Abend waren Sie sehr garstig gegen Ihren Nachbar, diesen armen Herrn Consonne.«

»Mein Nachbar hat nicht nöthig in mein Zimmer zu kommen, damit ich ihm seine Beinkleider ausziehe. Sagen Sie ihm in meinem Auftrage, daß er mir nicht wieder mit einer solchen Zumuthung kommen möge. Ich finde, daß dieser Herr sich viel zu familiär macht.«

»Mein junger Miethsmann ist wirklich sehr stolz,« sagt die Schließerin bei sich selbst, indem sie wieder in ihre Loge hinuntergeht.

Hier findet sie ihren kleinen Neffen mit unterschlagenen Beinen auf der Diele sitzen und aus einer langen Pfeife rauchen, deren Gummischlauch an dem einen Ende mit einem kleinen türkischen Kopfe versehen ist, welchen Monsieur Joseph vor sich auf einen Schämel gestellt hat.

»Ha, Du Schlingel, erwische ich Dich! — was machst Du da?«

»Na, das siehst Du doch, liebe Tante; ich rauche wie der Sultan.«

»Wie der Sultan? — das fehlte nur noch. — Du Bengel hast ja jetzt Pfeifen mit Röhren so lang wie Schlangen.«

»Das ist eine türkische Pfeife, liebe Tante; man nennt es eine Narghuilé.«

»So? und damit willst Du mir wohl meine Loge verpesten? — Warte, ich will Dich gleich den Sultan spielen lehren.«

Madame Mignonnette versetzt ihrem Neffen einen Fußtritt, der ihn nöthigt seine horizontale Stellung aufzugeben. Monsieur Joseph ergreift mit seiner Pfeife die Flucht und murmelt:

»Gut, gut — man will mich nirgends rauchen lassen, aber ich werde mir Streichhölzchen kaufen und in meinem Bett rauchen.«

Mittlerweile verläßt Camilla, die sich weniger zur Einsamkeit aufgelegt fühlt, nach ihrem Diner das Haus, ohne recht zu wissen, nach welcher Seite sie ihre Schritte lenken soll — es ist Sonnabend, der Haupttag für die Bälle im Garten Mabille.

Als sie an demselben vorbeigeht, bemerkt sie, daß er glänzend erleuchtet ist. Eine zahlreiche Menge drängt sich vor der Thür, Wagen auf Wagen bringen sehr geputzte Damen und elegante Herren zur Stelle, und Camilla vertreibt sich einige Augenblicke lang die Zeit damit, daß sie diese Leute hineingehen sieht.

Plötzlich aber erkennt sie unter den Modeherren, welche den Ball Mabille besuchen, ihren Anbeter Endymion Dufourré.

Dieser Herr war stets auf excentrische Weise gekleidet und übrigens waren sein Gesicht und seine Tournüre leicht zu erkennen.

Camilla folgt ihm mit den Augen, sie sieht ihn sein Billet lösen und dann in den Garten verschwinden. Nun sagt sie sich, daß sie durch Endymion vielleicht etwas in Bezug auf die Personen erfahren kann, welche sie interessiren. Sie ist überzeugt, daß er sie nicht erkennen wird, denn sie hat Gelegenheit gehabt wahrzunehmen, wie wenig Scharfsinn dieser elegante Herr besitzt.

Allerdings weiß sie noch nicht recht, was sie sagen soll und ob sie überhaupt mit ihm sprechen wird; aber schon ist sie entschlossen, bei Mabille einzutreten. Sie rafft sich zusammen, drückt ihren Hut weiter in die Stirn herein, löst ihr Billet und ist nun in dem berühmten Garten.

Es sind viele Leute da, viele von jenen schönen leicht zu erobernden Damen, die auf so gewagte Weise zu tanzen pflegen und blos hierherkommen, um Bekanntschaften zu machen. Sie suchen vorzugsweise die Fremden oder junge Leute aus der Provinz auf, weil es leichter ist, diese in Contribution zu setzen, als die Pariser.

Camilla, die anfangs zittert, als sie sich mitten unter allen diesen Leuten sieht, beruhigt sich, als sie bemerkt, daß man nicht auf sie achtet.

Da der Garten nicht groß ist, so hat sie bald Endymion wiedergefunden, welcher hin- und herspazirt und die Damen lorgnettirt, der einen zulächelt und der andern zu-

nickt, während Camilla, die nur wenige Schritte hinter ihm hergeht, die Damen, die er gegrüßt hat, sagen hört:

»Es ist der Gimpel — Endymion! — Er sieht immer noch so albern aus wie sonst — welch ein Einfaltspinsel! Ich bin acht Tage mit ihm bekannt gewesen — aber es waren sieben zu viel und Alles ist an ihm erkünstelt, vom Kopf bis zu den Füßen. Ich muß mir nur einmal das Vergnügen machen, ihm sein Toupet vom Kopfe zu reißen — wir stellen dann eine Lotterie damit an.«

»Ja, ja, aber es wird Niemand Loose nehmen wollen.«

»Dann mache ich eine Decke für mein Windspiel daraus.«

Die Musik gibt das Zeichen zu einer Quadrille, die Spazirgänger umringen die Tanzenden. Man bildet einen Kreis um eine Quadrille, die von sehr unternehmenden Damen ausgeführt wird, deren sehr gewagter Tanz bis an die äußersten vom Stadtsergenten erlaubten Grenzen geht.

Camilla hat sich genähert wie die Andern. Sie fühlt sich erröthen, als sie diese kecken Pas sieht, von welchen sie bis jetzt noch keine Idee gehabt hat. Sie möchte sich entfernen, aber es stehen so viele Neugierige hinter ihr, daß es ihr unmöglich ist, sich von der Stelle zu rühren, und die Herren, welche zusehen, erlauben sich ganz laut Bemerkungen, die eben so dreist sind, als der Tanz, der sie veranlaßt.

Camilla fühlt sich sehr unbehaglich — sie sieht ein, daß das Costüm, welches sie gewählt, für sie eine sehr schlimme Seite hat.

Endlich ist die Quadrille zu Ende. Die Tänzerinnen und ihre Cavaliere zerstreuen sich. Eine dieser Nymphen aber,

welche den Cancan auf das Verwegenste getanzt, geht Arm in Arm mit einer andern Schönen an Camilla vorüber.

Das Gesicht des falschen Julien scheint sie zu frappiren; sie bleibt stehen um ihn anzusehen, dann sagt sie laut zu ihrer Begleiterin:

»Ha, Cueillette, sieh einmal diesen jungen Mann! — Welch ein hübscher Junge — ist er nicht ganz allerliebst?«

Die junge Dame, an welche diese Worte gerichtet sind, sieht nun ebenfalls Camilla an und sagt:

»Das ist wirklich wahr — ein ganz niedlicher Junge — er sieht aber ein wenig blöde aus — er schlägt die Augen nieder, wenn man ihn lorgnettirt — bist Du fertig? — Komm Amanda — Du siehst, daß wir den Herrn in Verlegenheit setzen.«

Die Damen entfernten sich endlich — die aber, welche Amanda heißt, kommt noch mehrmals zurück, um Camilla anzusehen. Es ist eine Person von sieben- bis achtundzwanzig Jahren, groß und sehr gut gewachsen. Sie hat sehr schwarzes Haar, große, gut befranste Augen, deren Ausdruck keineswegs schüchtern ist, von derselben Farbe; ferner einen großen Mund, schöne Zähne und ein sehr herausforderndes Lächeln.

Mademoiselle Amanda ist mit einem Worte eine der hübschesten Loretten des Balles, und da sie mit allen ihren Reizen auch noch einen sehr originellen Tanz verbindet, so ist sie beständig von einer Menge Anbeter und Bewunderer umgeben.

Camilla ist ganz überrascht, als sie die Complimente hört, welche Mademoiselle Amanda an sie richtet, aber sie wird deswegen nicht unruhig, weil ihr diese Complimente ja

von einer Frauensperson gemacht werden und sie von einer solchen nichts zu fürchten zu haben glaubt.

Sie sucht mit den Augen Endymion, der nicht mehr da ist.

Nach Verlauf von einigen Minuten spielt das Orchester das Ritornell einer Polka. Camilla will sich von dem Tanz entfernen, als sie, indem sie sich umdreht, sich wieder den Damen Amanda und Cueillette gegenüber sieht.

Die Erstere kommt gerade auf Camilla zu und sagt zu ihr:

»Junger Mann, Sie werden mit mir diese Polka tanzen, nicht wahr?«

»Ich?« antwortet Camilla ganz erstaunt. »Ich habe Sie ja gar nicht aufgefordert!«

»Nein, aber ich fordere Sie auf — was ganz auf dasselbe hinausläuft. Also kommen Sie, lieber Freund — Sie werden es nicht bereuen — Sie werden die beste Tänzerin des ganzen Balles haben, das versichere ich Ihnen.«

Und schon hat Mademoiselle Amanda ihren Arm in den Camilla's gesteckt, diese aber macht sich rasch los, indem sie sagt:

»Ich danke Ihnen — ich kann aber nicht Ihr Cavalier sein — ich kann nicht Polka tanzen.«

»Das thut nichts, ich werde es Ihnen zeigen — ich wette, daß ich Sie in Gang bringe — ich habe schon viele Tänzer gezogen.«

»Aber ich mag nicht tanzen!«

»Sie wollen nicht tanzen? — Wenn ich Sie darum bitte — ich, mit welcher alle Herren hier sich glücklich schätzen, eine Quadrille oder eine Polka tanzen zu können? Wo

kommen Sie denn her, mein Kleiner? — wohl aus dem kleinsten Orte der abgelegensten Provinz?«

»Aber ich habe Ihnen ja gar nichts gesagt.«

»Das ärgert mich eben! — Ich will, daß Sie mir etwas sagen. Schlägt man wohl so die Augen nieder, wenn man nach Mabille kommt? — fürchten Sie sich denn vor mir, schöner Adonis?«

Camilla weiß nicht mehr, wie sie sich benehmen soll, und Mademoiselle Cueillette ruft mit ernst-komischem Ausdruck:

»Amanda, laß doch diesen jungen Mann! Du siehst ja, daß Du ihn betrübst!«

Die Musik schallt aber immer lauter und ein junger Elegant faßt die schöne Amanda um die Taille, indem er ausruft:

»Nun, liebe Freundin, wollen wir denn müßig hier stehen? Hören wir vielleicht nicht diese entzückende Polka? — Kommen Sie rasch, damit wir die verlorne Zeit wieder einbringen!«

Die schöne Brunette läßt sich zum Tanze führen, während sie lachend zu Camilla sagt:

»O, ich werde Sie schon wieder finden, Sie Mann von Marmor! — Sie haben mich beleidigt — das kann Ihnen nicht so hingehen!«

Camilla hält es für das Gerathenste, ebenfalls zu lachen und geht sich in eine der Nebenalleen zu verlieren, indem sie bei sich sagt:

»Ich muß wirklich wie ein Mann aussehen, da ich diese schöne Tänzerin erobert habe. Sie sieht sehr keck aus diese Person; wie es scheint, sind es hier die Damen, welche den

Männern den Hof machen — im Grunde habe ich aber bei diesem Abenteuer nichts zu fürchten. Herrn Endymion sehe ich nicht mehr — sollte er fort sein? Dennoch hätte ich etwas von ihm zu erfahren gewünscht — anreden kann ich ihn aber doch nicht — unter welchem Vorwande — ich würde mich der Gefahr aussetzen, erkannt zu werden.«

Die Polka ist zu Ende. Camilla entfernt sich von der Menge und geht in den Boskets herum. Plötzlich ruft eine Stimme ihr zu:

»Junger Adonis, schöner Gleichgiltiger — kommen Sie doch und trinken Sie ein Glas Punsch mit uns; — so etwas schlägt man nicht aus — es ist ja keine Polka.«

Die Stimme kommt aus dem Hintergrund eines Boskets. Camilla bleibt stehen, schaut hin und sieht Mademoiselle Amanda, welche mit ihrer Freundin und einem Herrn an einem Tische sitzt.

Sie will ohne zu antworten vorbeigehen, als sie in dem Cavalier, welcher neben den beiden Loretten sitzt, Endymion Dufourré erkennt. Nun bleibt sie unentschlossen wieder stehen und weiß nicht was sie machen soll.

Als die schöne Brünette dies sieht, steht sie auf, faßt Camilla am Arme, führt sie in das Bosket hinein und ruft aus:

»So kommen Sie doch und setzen Sie sich ein wenig mit zu uns! Er ist wirklich zu schüchtern, dieser Kleine, und wenn man ihn nicht ein wenig ermuthigt, so wird nichts aus ihm.«

Camilla läßt sich führen; sie setzt sich auf einen Stuhl neben Amanda.

Der schöne Endymion sitzt ihr beinahe gegenüber, scheint aber sich eben nicht zu freuen, daß eine der Damen,

für welche er Punsch bezahlt, einen jungen Mann herbeiholt, um mit ihnen zu trinken.

Deshalb thut er in diesem Augenblick, als beschäftigte er sich blos mit Cueilletten, obschon er eigentlich ihre Freundin zu erobern wünscht.

»Kellner, noch ein Glas!« ruft Amanda.

Camilla möchte anfangs lieber sich weigern zu trinken, aber sie überlegt, daß sie sich dadurch zu verdächtig machen würde und daß man, wenn man einen Männerrock trägt, sich nicht scheuen darf, ein Glas Punsch anzunehmen.

»Mein junger Freund,« sagt Mademoiselle Amanda zu Camilla, indem sie auf Endymion zeigt, »ich stelle Ihnen hier einen unserer elegantesten Löwen vor — man sagt allerdings jetzt nicht mehr »Löwe«, man sagt Gandin; ich bleibe aber lieber bei »Löwe«, ich finde, daß dies eine weit bessere Bezeichnung für einen fürchterlichen Verführer ist wie dieser kleine Endymion zum Beispiel — der geistreichste Mann, den ich kenne. Uebrigens wird Ihnen dies selbst einleuchten, dafern Sie nur einige Minuten mit ihm plaudern wollen.«

Mademoiselle Amanda hat diese letzten Worte in so spöttischem Tone gesprochen, daß ein großer Dünkel dazu gehört, um sie ernst zu nehmen.

Endymion Dufourré aber schluckt dies Alles hinunter, als ob ihm gebratene Tauben in den Mund flögen, und verneigt sich gegen Camilla, indem er sagt:

»Ach, mein Herr, man darf nicht unbedingt glauben, was diese Dame sagt. Sie geht zu weit — sie ist zu gütig gegen mich.«

»Sehen Sie diesen boshaften Menschen, welcher sagt,

ich wäre zu gütig gegen ihn! Sie gehen auch zu weit, lieber Freund.«

»Wenn ich sage gütig,« schöne Amanda, »so will ich damit sagen — so verstehe ich darunter — ich meine—«

»Na, na — er kann sich aus der Flut seiner Gedanken nicht herausarbeiten — Kellner, eine Stange für diesen Herrn, der in Gefahr ist zu ertrinken!«

Endymion hatte aber, während er sprach, Camilla angesehen und ihre Züge machen ihn betroffen. Er schweigt einen Augenblick und hebt dann wieder an:

»Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich den Faden meiner Rede ein wenig verloren habe. Indem ich nemlich diesen Herrn ansehe, macht mich seine Aehnlichkeit mit einer Person betroffen, die ich sehr gut kenne, einer liebenswürdigen Dame. O, es ist eigenthümlich, es sind dieselben Züge, aber dennoch muß ich zugeben, daß in der Physiognomie nicht derselbe Ausdruck ist.«

»Ah, sehen Sie! Dieser junge Mann sieht also einer Dame ähnlich, hübsch genug ist er dazu. Wollen Sie uns nicht Ihren Namen nennen, schöner Gleichgiltiger?«

»Ich heiße Julien.«

»Wohlan denn, Julien — auf Ihre Gesundheit, lieber Julien!«

Die schöne Brünette berührt mit ihrem Glase das Camilla's, indem sie zugleich in gedämpftem Tone zu ihr sagt:

»Julien, ich liebe Dich; ich bin vernarrt in Dich.«

Camilla trinkt ihr Glas Punsch und unterdrückt nur mit Mühe das Lachen, zu welchem dieses Geständniß reizt. Dann sagt sie zu Endymion:

»Wohnt die Dame, der, wie Sie finden, ich ähnlich sehe, in Paris, mein Herr?«

»Ja, das heißt nein — sie wohnte in Saint-Gervais, aber jetzt weiß ich nicht mehr, wo sie ist, denn sie hat jenen Ort vor einiger Zeit plötzlich verlassen — in Folge einer Unterredung, die ich mit ihr gehabt hatte.«

»Ah, sehen Sie,« ruft Amanda, »dieser Herr wird sich Treulosigkeiten gegen sie zu Schulden gemacht haben und sie haben sich entzweit — denn diese Dame ist oder war Ihre Geliebte — nicht wahr, kleiner Apollo?«

Endymion schaukelt sich auf seinem Stuhl, spitzt den Mund und sagt:

»Nun, wenn ich nein sagte, so würden Sie mir doch nicht glauben — ich gestehe, daß ich in die schöne Camilla sehr verliebt gewesen bin.«

»Ah, sie heißt also Camilla?«

»Und indem ich diesen Herrn betrachte, der ihr so wunderbar ähnlich sieht, erinnert mich dies an sehr ange nehme Augenblicke —«

»Genug, Unartiger — man weiß, was Sie sagen wollen.«

Camilla fühlt, wie die Glut des Zornes ihr ins Gesicht steigt. Sie ballt ihre kleinen Fäuste, und wenn sie nicht fürchtete, sich zu verrathen, so würde sie diesem Herrn, der sich rühmt, ihr Geliebter gewesen zu sein, eine tüchtige Ohrfeige geben. Sie bemüht sich jedoch sich zu fassen, indem sie in verändertem Tone zu ihm sagt:

»Also, mein Herr — diese Dame — deren Namen Sie sich nicht scheuen zu nennen — was schon sehr unan-

ständig ist — diese Dame, welcher ich ähnlich sehe — ist, wie Sie behaupten, Ihre Geliebte gewesen?«

»Nun, warum nicht, junger Mann? Wäre denn das nicht möglich? Pardieu, ich bin der Geliebte noch vieler anderen Damen gewesen, die mir deswegen durchaus nicht gezürnt haben.«

»Aber der Geliebte dieser Camilla sind Sie nicht gewesen, mein Herr, und Sie lügen, wenn Sie dies behaupten.«

Endymion ist ganz bestürzt über den Ton, in welchem sein Nachbar zu ihm spricht — er weiß nicht mehr, was er antworten soll, und stammelt:

»Wie — ich lüge — ah, dieses Wort finde ich sehr gewagt — in der That —«

Amanda hält mittlerweile Camilla, welche aufstehen will, zurück, indem sie zu ihr sagt:

»Ei — was soll das heißen? Mein schöner Julien fängt ja auf einmal Feuer wie Schießpulver, noch dazu um einer Dame willen, die er nicht kennt. Oder kennen Sie vielleicht die Person, die Ihnen so ähnlich sieht — ist sie vielleicht Ihre Schwester?«

»Nein, meine Schwester ist sie nicht — aber ich kenne sie — ich weiß auch wohl, daß dieser Herr sie in diesem Augenblick verleumdet.«

Endymion, welcher fühlt, daß es gegen seine Würde wäre, wenn er sich vor den Augen der beiden Loretten mißhandeln ließe, und der übrigens, indem er die Person seines Gegners ins Auge faßt, glaubt, er habe es nur mit einem Schüler zu thun, nimmt wieder seine dünkelhafte Miene an, indem er antwortet:

»Junger Mann, Sie wollen sich, wie ich sehe, zum Ritter der Damen aufwerfen. Sie glauben, dann würden Sie selbst bei ihr Glück machen; aber nehmen Sie sich in Acht! Sie könnten sich dadurch in sehr unangenehme Geschichten verwickeln.«

»Ich glaube nicht, mein Herr, daß man jemals bereuen könne, eine Dame vertheidigt zu haben, welche auf feige Weise verleumdet wird.«

»Wieder — o, das ist zu stark — sind Sie der Geliebte dieser Madame Eduard gewesen?«

»Eben so wenig als Sie, mein Herr, der Sie es zu behaupten wagen — «

»Meine Herren! meine Herren! nun ist es genug!« rufen Amanda und Cueillette. »Wenn man sich um uns zankte, dann möchte es noch sein; aber um einer Person willen, die wir nicht einmal kennen?«

»Ja, in der That,« sagt Endymion, »diese Camilla verlohnt wirklich nicht der Mühe —«

Kaum hat unser Elegant diese Worte gesprochen, so ergreift Camilla die Punschbowle und schleudert ihm den Inhalt derselben ins Gesicht.

Endymion erhebt ein großes Geschrei und ruft, man habe ihm die Augen verbrannt.

Mademoiselle Cueillette lacht, daß ihr die Thränen in die Augen treten, als sie die Grimassen sieht, welche dieser Herr macht; aber Amanda steht auf, nimmt Camilla beim Arme und zieht sie mit sich fort, indem sie sagt:

»Man darf diese Männer durchaus nicht länger beisammen lassen.«

Zehntes Capitel.

Wirkungen der türkischen Pfeife.

Camilla hat sich ohne Widerstand hinwegführen lassen, denn sie fühlt, daß sie Endymions Gegenwart nicht ertragen kann, und in dem ersten Augenblicke, während ihre Gedanken noch ausschließlich mit dem eben stattgehabten Auftritte beschäftigt sind, achtet sie nicht auf das, was Amanda ihr sagt, die, indem sie sich verliebt auf ihren Arm stützt, ihr ins Ohr murmelt:

»Julien, ich liebte Dich — jetzt aber, wo Du diesem Dummkopf den Punsch ins Gesicht geschüttet hast, bete ich Dich an — Du bist brav — Du fackelst nicht lange — so muß ein Mann sein! Aber Du liebst doch diese Camilla nicht etwa? Sage mir, daß Du sie nicht liebst, sonst kratze ich Dir die Augen aus.«

»Mein Gott, was kann es Sie interessiren, ob ich diese Person liebe oder nicht?«

»Was es mich interessirt? Ich bin ja eifersüchtig wie eine Löwin.«

»Ich will fortgehen.«

»Ich auch — gehen wir — wir wollen mit einander soupiren?«

»Nein, ich danke, ich soupire nicht.«

»Willst Du wohl schweigen? Man soupirt stets — es ist dies ja die angenehmste Mahlzeit.«

»Ich versichere Ihnen aber, daß ich nicht soupire.«

»Und ich sage Dir, daß Du mich blos nicht zum Souper führen willst, weil Du wahrscheinlich kein Geld bei Dir hast. — Mein Gott, das ist ja kein Verbrechen, und wir lieben ja nicht die am meisten, welche das meiste Geld mit uns verthun. Deshalb werde ich Dich zum Souper führen. Wir werden schon finden, was wir brauchen — nemlich bei mir in meiner Wohnung — ich habe noch einige Sardinen, etwas Geflügel, Biscuits — kurz, wir werden nicht verhungern.«

»Sie sind sehr freundlich; aber ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen — ich muß nach Hause.«

»Ach lieber gar! Das wäre noch besser!«

Die beiden Damen waren mittlerweile an der Eingangsthür angelangt. Amanda zerrt Camilla nach einem Wagen, indem sie zu ihr sagt:

»Du mußt mich nach Hause bringen.«

»Ich sage Ihnen aber, daß dies nicht geschehen kann, ich muß selbst nach Hause.«

»Nun gut, in diesem Falle werde ich Dich nach Hause begleiten.«

»Aber wir brauchen keinen Wagen, denn ich wohne gleich hier gegenüber.«

»Nun dann sind wir um so eher an Ort und Stelle.«

Mademoiselle Amanda steckt ihren Arm in den Camilla's, welche, da sie nicht anders kann, mit ihr bis an die Thür ihrer Wohnung geht, wo sie stehen bleibt, indem sie sagt:

»Hier wohne ich, — Sie sehen, daß ich keinen Wagen nöthig hatte.«

»Das ist wahr; Du wohnst sehr nahe bei Mabille, das ist sehr bequem.«

»Und nun erlauben Sie mir, Ihnen Lebewohl zu sagen, indem ich Ihnen zugleich für alle Ihre Artigkeiten danke.«

»Wie, Du willst mir Lebewohl sagen? Ich kann mich noch nicht von Dir trennen, ich werde mit zu Dir hinaufgehen.«

»Mit zu mir hinaufgehen? Wozu denn?«

»Ha! er ist zum Einrahmen! So klingle doch, wir wollen nicht hier an der Thür stehen bleiben.«

»Nein, Mademoiselle, ich kann nicht, ich will Sie nicht bei mir empfangen und ich werde nicht eher klingeln, als bis Sie sich entfernt haben.«

»Sehe Einer doch dieses kleine Ungeheuer, welches mich seit zwei Stunden zum Besten hat und mich nun nicht mitnehmen will. Sie lieben mich also nicht, Sie kleiner Bösewicht?«

»Mademoiselle, ich bitte Sie, machen wir dieser unpassenden Scene ein Ende, — lassen Sie mich in mein Haus gehen.«

»Ah, Sie glauben, ich würde Sie so fortlassen! Sie glauben, ich ließe mich auf diese Weise verhöhnen? Da kennen Sie mich nicht, lieber Freund! Ich kann auch bös werden, und wenn Sie denen, die Ihnen nicht gefallen, Punsch ins Gesicht gießen, so kratze und schlage ich dagegen diejenigen, die nicht meinen Willen thun.«

Indem die große Brünette dies sagt, packt sie Camilla beim Aufschlage ihres Paletots und dann, als diese sich ihr zu entwinden sucht, faßt sie sie mit vermehrter Kraft bei ihren Kleidern und zieht so stark, daß sie den Paletot und die Weste aufreißt und dadurch Reize entblößt, welche niemals das Theil der Männer gewesen sind.

Die Lorette erblickt sie, stößt einen Schrei aus, läßt Camilla los und murmelt:

»Mein Gott, ist es möglich, ein Mädchen!«

»Sie wissen nun mein Geheimniß,« sagt Camilla, indem sie sich beeilt ihren Paletot wieder über der Brust zuzuknöpfen. »Ich hoffe, daß Sie mich nicht verrathen werden.«

»Ich Sie verrathen? — nimmermehr! — Aber das hätten Sie mir eher sagen sollen.«

»Ich wagte es nicht — ich fürchtete gehört zu werden.«

»Ah das ist ein seltsames Abenteuer! Und jener Dummkopf, welcher fand, daß Sie der schönen Camilla ähnlich sähen — ich wette, daß Sie diese Camilla selbst sind.«

»Vielleicht.«

»Ich werde auf den Ball zurückkehren, ich werde Sueilletten aufsuchen — o, wie wollen wir auf Kosten dieses Dufourré lachen!«

»Sie haben mir aber versprochen, mein Geheimniß nicht zu sagen.«

»Seien Sie unbesorgt, aber dies wird uns nicht abhalten, uns über ihn lustig zu machen. Leben Sie wohl — Sie sind mir doch nicht mehr bös?«

»Warum sollte ich Ihnen bös sein?«

»Aber in der That, Sie machen sich als Mann sehr gut — nehmen Sie sich in Acht, denn wenn Sie zu Mabille zurückkehren, so werden Ihnen dergleichen Abenteuer noch oft begegnen.«

O, ich werde nicht wieder hingehen.«

Mademoiselle Amanda ergreift Camilla's Hand, drückt sie in die ihrige und entfernt sich dann lachend.

Nun kann unsere Heldin endlich in ihre Wohnung gehen, wo sie sehr ermüdet von den Ereignissen des Tages sich schnell zu Bett begibt und sehr bald einschläft.

Die Nacht ist schon weit vorgerückt, als Camilla durch Geschrei und Getöse erweckt wird, welches sich im untern Theile des Hauses hörbar macht. Hierzu gesellt sich ein schon sehr starker Rauch- und Brandgeruch und endlich schlagen die stets so furchtbaren Worte: Feuer! Feuer!« ganz deutlich an ihr Ohr.

Es gibt keinen Schlaf, der nicht diesem verhängnißvollen Rufe weiche — Camilla springt von ihrem Bett herab, eilt ihre Thür zu öffnen, um sich zu erkundigen, wo das Feuer ist, und der Rauch, welcher von unten heraufdringt und schon die Treppe bedeckt, erlaubt ihr kaum weiter zu gehen.

Das Feuer brannte in der That dicht neben der Loge der Schließerin. Es war in einem Bretverschlag ausgekommen, wo Madame Mignonnettens Neffe schlief, und die türkische Pfeife war der Urheber dieses Brandes.

Man wird sich erinnern, daß der kleine Joseph, sehr aufgebracht darüber, daß seine Tante ihm einen Fußtritt versetzt, weil er in ihrer Loge als Sultan rauchte, sich vorgenommen hatte, sich künftig dadurch zu entschädigen, daß er in seinem Bett rauchte. Zu diesem Zwecke hatte er sich mit jener so

gefährlichen, unter dem Namen Streichhölzchen bekannten Erfindung versehen, mit welcher wir jeden Augenblick Kinder in dem Zimmer, welches sie bewohnen, Feuer anstiften und die ersten Opfer desselben werden sehen.

Herr Joseph weiß aber sich der Streichhölzchen zu bedienen und wird sich nicht damit verbrennen.

Er schläft in einem Bretverschlag oberhalb eines kleinen Holzstalles, ganz nahe an der Treppe und an der Loge seiner Tante. Um sich zu Bette zu legen, ist er daher genöthigt, eine kleine Leiter hinaufzusteigen, welche er an den Eingang des Bretverschlags lehnt.

An diesem Abend ist Joseph, von seiner unglücklichen Rauchlust gequält, erst in seinen Bretverschlag hinaufgestiegen, als sämmtliche Miethbewohner des Hauses herein sind, obschon seine Tante mehrmals zu ihm gesagt:

»Joseph, geh doch zu Bett, Morgen Früh wird man Dich nicht herausbringen können, und die Stiefel und Schuhe der Miethbewohner werden nicht geputzt sein, wenn man sie von Dir verlangt.«

Endlich steigt Joseph mit seiner türkischen Pfeife und seinen Streifhölzchen versehen in seinen Breterverschlag hinauf.

Er beginnt damit, daß er sich niederlegt, und will, eh er anfängt zu rauchen, warten, bis seine Tante ihre Loge geschlossen und sich ebenfalls zur Ruhe gelegt hat.

Als er sicher ist, daß man nicht mehr wissen kann, was er macht, stopft er seine lange Pfeife, zündet sie mit Hilfe seiner Streichhölzchen an, setzt dann den Kopf seiner Narghilé auf die Diele, von welcher er nur durch die Höhe der Matratze getrennt ist, streckt sich auf sein Bett und nimmt die Spitze des Rohres in den Mund. Stolz wie ein Pascha,

glücklich wie alle Schüler, etwas zu thun, was ihm verboten worden, schmaucht Herr Joseph mit Wonne und unterbricht sich blos, um zuweilen ein Bruchstück aus einem oder dem andern Gassenhauer zu trällern.

»Ende gut, Alles gut,« sagt ein altes Sprichwort, aber es geschieht sehr selten, daß es ein gutes Ende nimmt, wenn man im Bett Tabak raucht. Trotz des Reizes der Pfeife und des Trällerns schläft Herr Joseph sehr bald ein, ohne daß es ihm einfällt, seine Pfeife auszulöschen, denn wenn man zwölf Jahre alt ist, kommt der Schlaf sehr rasch und ist stärker als der Wille.

Wenn der Kopf der Pfeife auf der Diele stehen geblieben wäre, wohin der Knabe ihn gestellt, so würde das glimmende Feuer den Tabak wahrscheinlich verzehrt haben, ohne daß etwas Schlimmes geschehen wäre; der unkluge Schläfer hielt aber das Gummirohr immer noch in seiner rechten Hand und als er sich in seinem Bette herumdrehte, zog er den Kopf der Pfeife an sich, so daß dieser umfiel und den brennenden Tabak auf das Bett schüttete.

Es dauerte sehr lange, ehe die Wirkung sich zeigte. Die baumwollene Decke brannte anfangs sehr langsam, als aber einmal das Betttuch Feuer gefangen hatte, machte dieses weit raschere Fortschritte.

Nun wachte Herr Joseph auf. Er fühlte, daß einer seiner Arme viel zu heiß war — er gewahrte die Flamme, die immer mehr um sich griff, und von panischem Schrecken ergriffen sprang er aus dem Bett und aus seinem Bretterverschlage auf die Erde hinab, ohne sich zu diesem Zwecke der Leiter zu bedienen.

Einmal hinunter und nichts mehr für sich fürchtend, hatte der Knabe, der recht wohl errieth, wer der Urheber

dieser Feuersbrunst war, versuchen wollen, sie allein zu löschen.

Es war eine Wasserpumpe im Hofe, ein Eimer hing immer daneben. Joseph nimmt den Eimer und pumpt, bis er voll ist.

Nun kehrt er mit seinem Eimer wieder vor den Bretverschlag zurück, in welchen er das Wasser gießen will. Zu diesem Zwecke aber muß er die Leiter hinaufsteigen, da sonst der Inhalt des Eimers niemals in das Innere des Bretverschlages gelangen würde. Beim Herabspringen aber hat er die Leiter umgeworfen, und schon erschwert ihm der Rauch das Auffinden derselben.

Während er sie sucht, hat Madame Mignonnette Lärm gehört, dann riecht sie den Rauch, springt schnell auf, wirft eilig einen Rock über und kommt aus ihrer Loge heraus.

Sie kommt in dem Augenblick zur Stelle, wo Joseph, der endlich seine Leiter gefunden hat, mit dem Eimer Wasser hinaufsteigt.

In ihrer Aufregung aber rennt die Schließerin beim Anblick des Rauches gegen die Leiter, welche sie nicht sieht.

Diese unerwartete Bewegung wirft beinahe Joseph herunter, der, indem er sich zu halten sucht, seinen Eimer fallen läßt, dessen gesammter Inhalt sich nun über Madame Mignonnette ergießt.

Die arme Frau, welche blos ein Camisol und einen Unterrock anhat, ist buchstäblich überschwemmt und zwar gerade in dem Augenblick, wo sie genöthigt ist, Feuer zu schreien.

Die Miethbewohner aber haben gehört — sie stehen auf und rufen die Nachbarn. Man findet die unglückliche

Schließerin, die keinen trockenen Faden mehr an sich hat und vor Kälte klappernd »Feuer!« schreit.

Man bildet eine Kette; es ist aber auch die höchste Zeit, denn das Feuer im Bretverschlag beginnt sich dem darunter befindlichen Holzstall mitzutheilen, und der Rauch, welcher die Treppen hinaufqualmt, erfüllt die noch in ihren Zimmern gebliebenen Miethbewohner mit Schrecken.

In diesem Augenblick erwacht Camilla und eilt kaum ein wenig bekleidet auf den Vorplatz. Der Anblick des Rauches, das Geschrei, welches mehre in der zweiten Etage wohnende Damen erheben, erfüllt sie mit Schrecken, und um ihre Angst auf's Höchste zu steigern, kommt Herr Consonne in Unterhosen und Schlafrock wie ein Pfeil aus seinem Zimmer geschossen, rennt einige Stufen der Treppe hinunter, kommt dann dieselben wieder herauf und ruft:

»Es ist nicht möglich hinunterzukommen — der Rauch erstickt einen — meine Damen, es ist um uns geschehen — dafern wir nicht zu den Fenstern hinunterspringen. — Lieber Nachbar, Sie sind jung und flink — versuchen Sie doch einmal hinunterzugehen.«

Camilla aber, an welche der Professor das Wort richtet, verliert, anstatt die Treppe hinunterzugehen, die Besinnung und sinkt in die Arme des Herrn Consonne, der sie an ein Fenster trägt, welches er öffnet, indem er sagt:

»Ei, junger Mann, wie können Sie gleich ohnmächtig werden? Muth, Muth gefaßt — wir sind ja — wir sind ja keine —«

Herr Consonne kann seinen Redesatz nicht beenden, denn indem er Camilla, welche er noch in seinen Armen

hält, wieder zur Besinnung zu bringen sucht, macht er die Entdeckung, daß sein Nachbar eine Nachbarin ist.

Er geräth natürlich darüber in das größte Erstaunen, vergißt das Feuer und ruft aus:

»O, welche Metamorphose! — O Umwandlung! — darf ich meinen Augen trauen? — das männliche Geschlecht ist ein weibliches geworden!«

Sagen wir schnell zur Ehre des Professors, daß er, weit entfernt seine Entdeckung zu mißbrauchen und Camilla's Zustand zu benutzen, um seine Forschungen noch weiter zu treiben, sich beeilt, sie so gut als möglich in die Art Pudermantel zu hüllen, welchen sie in der Eile übergeworfen, und nicht einmal mehr wagt, sie fest an sich zu drücken.

Mittlerweile bringt die durch das Fenster hereindringende frische Luft die Ohnmächtige wieder zur Besinnung, und unterdessen hat auch das Feuer sich bedeutend vermindert.

*

Eilftes Capitel.

Glück.

Als Camilla die Augen aufschlägt, sieht sie sich von Herrn Consonne unterstützt, der in sehr ehrerbietigem Tone zu ihr sagt:

»Beruhigen Sie sich — erheben Sie sich — der Rauch fängt an sich zu verziehen — wie es scheint, werden wir dieses Mal noch nicht geröstet.«

»Ach, mein Herr, ich war so erschrocken.«

»Das ist sehr begreiflich — mitten in der Nacht durch eine Feuersbrunst aufgeweckt zu werden, ist keine Kleinigkeit, besonders für eine Person, die — nicht verbunden ist, den Muth zu haben, den man bei uns Männern voraussetzt.«

»Wie, was wollen Sie damit sagen?«

Der Professor legt einen Finger auf den Mund und antwortet in gedämpftem Tone:

»Fürchten Sie bei mir keine Indiscretion, schöne Dame — ich werde stumm sein — und empfangen Sie meine Entschuldigung, daß ich eines Abends wagte, Sie zu bitten, mir die Beinkleider auszuziehen — wenn ich hätte errathen können — ach, mein Gott — ich, der ich dem weiblichen Geschlecht stets mit der größten Achtung und Rücksicht begegnet bin — ich war aber weit entfernt, zu ahnen — ich wage zu hoffen, daß Sie mir verzeihen werden.«

»Ach, mein Herr, ich vertraue mich Ihnen an, da Sie einmal die Wahrheit entdeckt haben.«

»Ja, ich habe sie entdeckt — ohne es ausdrücklich zu thun — sie hat sich ganz von selbst entdeckt —«

In diesem Augenblick rufen mehre Stimmen von unten.

»Es ist aus — es ist gelöscht — es hat keine Gefahr mehr —

Und Madame Mignonnette kommt immer noch vor Frost klappernd in die dritte Etage herauf, um die Miethbewohner eines jeden Stockwerks zu beruhigen.

»Wie ist dies nur zugegangen? Wo war denn das Feuer?« fragt man sie von allen Seiten.

»Mein Gott — dieser Joseph — mein Schlingel von Neffe ist an allem schuld,« antwortete die Schließerin. »Der nichtswürdige Bube hat im Bett Tabak geraucht — man hat seine türkische Pfeife in dem Breterverschlag gefunden und würden Sie wohl glauben, daß er, während man das Feuer zu löschen suchte, unaufhörlich schrie: Rettet meine Pfeife — sie liegt auf der Diele — laßt sie nicht verbrennen! — Ha! der Bube — aber, seien sie unbesorgt, meine Herren und Damen — von morgen an soll er nicht mehr hier schlafen, Leute, welche im Bett Tabak rauchen, dürfen nur noch auf der Gasse schlafen — da verbrennen sie wenigstens nicht ihre Nachbarn.«

Camilla beeilt sich, ihr Zimmer wieder zu gewinnen, um den ehrerbietigen Begrüßungen zu entrinnen, welche Herr Consonne ihr jedesmal macht, wenn sie nach ihm hinschauet, denn obschon der Professor die Verkleidung seiner schönen Nachbarin respectiren will, würde er doch nicht ver-

fehlen, durch seine übertriebene Höflichkeit die Wahrheit zu verrathen.

Camilla wirft sich auf ihr Bett und sagt bei sich selbst:

»Nun schwebt mein Geheimniß in großer Gefahr. Schon haben zwei Personen in mir ein Mädchen erkannt — kann ich wohl hoffen, daß Andere sich fortwährend täuschen lassen werden?«

Dann denkt sie an den Brief ihres Vaters und fragt sich, ob es wohl durchaus nothwendig ist, daß sie noch länger fortfährt, sich zu verkleiden und verborgen zu halten.

Mitten unter diesen Betrachtungen wird sie vom Schlafe überrascht.

Es ist neun Uhr Morgens, als sie an ihr Thür pochen hört. Ueberzeugt, daß es Madame Mignonnette ist, die ihr das Frühstück bringt, kleidet sie sich eiligst an und geht zu öffnen. Anstatt ihrer Schließerin aber sieht sie Leoville, welcher einen Freudenruf ausstößt, indem er sagt:

»Sie ist es — man hat mich nicht getäuscht — ha, wie glücklich bin ich!«

Es war Camilla natürlich nun nicht mehr möglich, ihre Identität leugnen zu wollen. Leoville erkannte sie augenblicklich und Camilla, welche die Freude, die es ihr macht, ihn wiederzusehen., nicht bergen kann, bietet ihm die Hand, indem sie zu ihm sagt:

»Nun ja, ich bin es — aber in's Himmels Namen, wie haben Sie erfahren, daß ich hier bin — nach wem haben Sie unten gefragt?«

»Ha! vor allen Dingen sollte ich Ihnen zürnen, daß Sie mir so vielen Kummer verursacht haben, grausames Herz, welches die Personen, die nicht ohne Sie leben kön-

nen, zur Verzweiflung verdammt — doch da sind Sie — Sie sind mir wiedergegeben, alle meine Kümmernisse sind vergessen. Wissen Sie denn, daß ein anonymer Brief, den ich gestern Abend empfing, blos die Worte enthielt: »Die Person, welche Sie lieben, welche Sie vergebens überall suchen, wohnt in der Allee des Veuves dem Garten Mabille beinahe gegenüber, sie hat Männertracht angenommen und nennt sich Julien. O, Sie können sich denken, welche Freude dieser Brief mir bereitete! Dennoch fürchtete ich, durch eine falsche Nachricht getäuscht zu werden — gestern war es zu spät, um noch hierherzugehen und den angeblichen Julien aufzusuchen. Heute Morgen aber eilte ich sogleich hierher. Ich fragte in mehren Häusern, endlich habe ich Sie gefunden. Ha! wer auch der Urheber dieses anonymen Winkes sei, so segne ich ihn! denn er hat mir das Wesen zurückgegeben, ohne welches ich nicht leben kann.«

Leoville hat Camilla's Hand gefaßt, er bedeckt sie mit Küssen, dann stammelt er mit flehendem Blicke:

»Camilla, in's Himmels Namen, sagen Sie mir, daß Sie mich nicht wieder fliehen wollen!«

Camilla antwortet nichts, sondern sucht den Brief, den sie am Tage vorher erhalten, und überreicht ihn Leoville.

Dieser liest ihn aufmerksam und die Freude, welche diese Lectüre in ihm erweckt, leuchtet bald aus seinen Augen, und kaum ist er mit dem Lesen fertig, so wirft er sich zu Camilla's Füßen nieder, indem er ausruft:

»Er bessert sich — er geht fort — nun steht kein Hinderniß mehr im Wege. O meine Geliebte! Sagen Sie, daß Sie endlich einwilligen, mein Weib zu werden.«

Camilla gibt keine mündliche Antwort, sondern sieht Leoville an und reicht ihm ihre Hand.

Diese Geberde, dieser Blick sagen genug. Leoville hat den Gipfelpunkt seiner Wünsche erreicht. Es dauert nicht lange, so wirft er einen Blick um sich und ruft aus:

»In dieser erbärmlichen Wohnung dürfen Sie nicht länger bleiben. Während Sie sich ankleiden und wieder die Gewänder anlegen, die Ihnen so gut stehen, eile ich, Ihnen ein Logis zu miethen, welches Sie bewohnen werden, bis wir vermält sind.«

»Thun Sie das, mein Freund,« sagt Camilla. »Fortan sind Sie der Schiedsrichter meines Schicksals und ich werde keinen andern Willen haben als den Ihrigen.«

Leoville ist fort; Camilla schreitet zu ihrer Toilette, und es macht ihr wahrhafte Freude, wieder die Tracht ihres Geschlechts anlegen zu können.

Eben ist sie mit dem Ankleiden fertig, als Madame Mignonnette ihr ihren Kaffeh bringt. Die Schließerin ist nun ihrerseits ganz verblüfft, anstatt ihres jungen Miethsmannes eine Dame vor sich zu sehen. Sie kann gar nicht ihren Augen trauen und stammelt:

»Eine Dame, eine schöne Dame — und kein Herr Julien mehr — aber Gott verzeihe mir, Sie sind ja Madame Eduard.«

»Ja, meine gute Madame Mignonnette — unvorhergesehene Umstände hatten mich genöthigt, mich zu verkleiden und den Namen Julien anzunehmen. Dem Himmel sei Dank, jetzt kann ich wieder ich selbst werden. — Sie verzeihen mir, daß ich Sie getäuscht habe, nicht wahr?«

»Ah, deshalb also verneigte sich Herr Consonne in voriger Nacht vor Ihnen bis zur Erde — deshalb sagte er heute Morgen, als er herunter kam, zu mir: »Madame Mignonnette, mein junger Nachbar war diese Nacht sehr erschrocken — ich fürchte, er wird unwohl geworden sein; tragen Sie ihm Zucker und Orangenblüthenwasser hinauf« — er hatte es errathen, aber nun wollen Sie uns wohl verlassen?«

»Ja, dieses Garçonlogis paßt nicht mehr für mich, hier aber haben Sie eine kleine Entschädigung für die viele Mühe, die ich Ihnen verursacht habe.«

Madame Mignonnette macht einen tiefen Knix, indem sie eine Börse empfängt, welche ihre Abmietherin ihr in die Hand drückt, und ruft ihren Neffen, damit er das Gepäck der schönen Camilla hinuntertrage, welche die bescheidenen Geräthschaften, die sie für ihr Geld angeschafft hat, der Schließerin zum Geschenk daläßt.

Es dauert nicht lange, so kommt Leoville mit einem Wagen zurück und führt Camilla mit sich fort.

Und während Joseph das Gepäck in den Wagen trägt, sagt er zu seiner Tante:

»Dein Herr Julien war ein Mädchen — dann ist es freilich nicht zu verwundern, daß er nicht rauchte.«

Zwölftes Capitel.

Ein Auftrag.

Als Leoville in Saint-Gervais erfahren hatte, daß Camilla fortgegangen war, ohne wissen zu lassen, wohin sie sich begab, war er nach seiner Rückkunft nach Paris vor allen Dingen zu Madame Monclair gegangen. Er hoffte noch, daß die, welche er suchte, sich hierher geflüchtet hätte.

Hier aber wußte man noch gar nichts von diesem Ereignisse und Sincère hatte Leoville's Schmerz getheilt, als er erfuhr, daß Camilla das Hotel Pothery verlassen, um die Besuche der Personen, die sie liebten, nicht mehr zu empfangen.

»Ha! ich werde sie wieder finden, denn ich kann nicht ohne sie leben,« hatte Leoville gesagt.

Und Sincère hatte bei sich selbst gesagt:

»Ich muß wohl ohne sie leben, denn ich habe noch meine gute Großmutter — aber gleichviel — ich werde nicht eher Ruhe haben, als bis ich Camilla wiedergefunden habe — sie nennt mich ihren Freund und ich liebe sie wie meine Schwester, da es mir nicht erlaubt ist, sie anders zu lieben.«

Einige Tage, nachdem Sincère Camilla's Verschwinden erfahren, war er, als er von einem Gange zurück-

kehrte, den er im Auftrage des Malers, bei dem er studirte, gemacht, in dem Faubourg Saint-Martin dem in seiner Blouse und Mütze fast unkenntlichen Saint-Croisy begegnet. Das Gesicht dieses Mannes war jedoch dem jungen Lehrling an dem Tage, wo er ihn aus einer Calesche hatte steigen sehen, so aufgefallen, daß er trotz der Verschiedenheit des Costüms sich sogleich gesagt hatte·

»Das ist Camilla's Vater!«

Als er dann diesen Mann in ein Haus des Faubourg treten sah, hatte er die Geduld gehabt an der Thür zu warten, um ihn wieder herauskommen zu sehen. Als er Saint-Croisy wiedersah, war er mehr als je überzeugt, daß er sich nicht getäuscht hatte, und wir wissen, daß Sincère den Schritten Saint-Croisy's gefolgt war, bis er endlich in das Café ging, in welches Letzterer sich geflüchtet hatte.

Wir wissen auch, welches Resultat die Begegnung in diesem Café gehabt, welche Unterredung zwischen den Beiden stattgefunden und wie Sincère dann Saint-Croisy verlassen hatte.

Es bleibt demnach blos noch zu erzählen, was er that, als er aus dem Café herauskam.

Zunächst zweifelt der junge Mann keinen Augenblick daran, daß es wirklich Camilla's Vater gewesen ist, den er vor sich gehabt hat.

Er hat aber wohl bedacht, daß dieser, wenn er ihm sehen ließe, daß er ihn wieder erkannte, weit sorgfältigere Vorsichtsmaßregeln treffen würde, um ihm zu entschlüpfen, daß er mit einem Worte mehr auf seiner Hut sein würde.

Deshalb hat er sich gestellt, als sähe er ein, daß er sich getäuscht habe, und sich von Saint-Croisy getrennt, indem

er diesen in dieser Beziehung vollkommen beruhigt gelassen.

»Ich habe es ungeschickt angefangen,« sagt Sincère bei sich selbst, als er aus dem Café tritt. »Ich habe diesen Menschen merken lassen, daß ich ihm nachgeschlichen bin. In Zukunft soll er es nicht wieder bemerken.«

In der That hat Saint-Croisy beim Heraustreten aus dem Café Niemand mehr bemerkt, der ihm nachfolgte; eben so wenig hat er etwas dergleichen gesehen, als er sich zu dem kleinen Speisewirth begibt wo er sein Mittagsmahl einnimmt — auch nicht des Abends, als er nach dem Ufer des Canals geht, um dort verabredetermaßen mit Harzmann zusammenzutreffen — und dennoch hat Sincère ihn nicht aus den Augen verloren.

Der junge Lehrling hatte, den Auftrag, den man ihm ertheilt, und die Unruhe seiner alten Großmutter, wenn sie ihn zur Stunde der Mahlzeit nicht nach Hause kommen sieht, ganz vergessend, sich nicht entschließen können, Saint-Croisy's Fährte zu verlassen. Etwas, worüber er sich keine Rechenschaft geben konnte, sagte ihm, daß er selbst ein Interesse daran habe, diesem Manne nachzuschleichen, sein Thun und Treiben kennen zu lernen und ihn zur Strafe für seine Verbrechen ziehen zu helfen.

Und als die Erinnerung an Camilla in ihm erwachte, als er bedachte, daß die Bestrafung ihres Vaters sie tief bekümmern müsse, verbannte er diesen Gedanken, indem er bei sich sagte:

»Aber dieser Mensch ist ein Elender — dessen bin ich gewiß, und ich wäre ebenfalls strafbar, wenn ich ihn nicht

entlarvte — wenn ich ihn nicht hinderte, noch Mehre zu betriegen.«

Sincère hat daher, aber aus ziemlicher Entfernung und ohne etwas verstehen zu können, der Zusammenkunft beigewohnt, welche auf dem Quai Valmy zwischen Saint-Croisy und dem Ciseleur stattgefunden hat.

Als der Letztere sich entfernt hatte, um sich nach seiner Wohnung zurückzubegeben, ist er ganz nahe an dem hinter einem Steinhaufen versteckten Lehrling vorbeigekommen. Einige abgebrochene Worte entschlüpfen dem Munde des Meister Harzmann, der noch aufgeregt ist von der Unterredung, die er mit Saint-Croisy gehabt.

Diese Worte will Sincère hören, — er verläßt sein Versteck, indem er vorsichtig hinter dem Ciseleur hergeht, und es gelingt ihm die Worte zu erhaschen:

»Der Elende — er droht mir — o ich fürchte ihn nicht — aber warum habe ich ihn kennen gelernt — warum ließ ich mich von ihm bereden?«

Weiter kann Sincère nichts hören — die Worte sind unverständlich geworden, aber er weiß genug, um zu errathen, daß irgend eine böse That den Mann, der hier vor ihm hergeht, an Saint-Croisy's Schicksal gefesselt hat.

Nun will er auch diesen Mann genau ins Auge fassen, der jene geheimnißvolle Unterredung am Canal gehabt hat. Man ist in dem Faubourg-du-Temple angekommen — der Ciseleur hat diesen Weg eingeschlagen — Sincère beschleunigt seinen Schritt, so daß er Meister Harzmann überholt, und als dieser an einem sehr hell erleuchteten Kaufladen vorbeikommt, ist es dem jungen Manne leicht, ihm genau ins Gesicht zu sehen.

Sincère empfindet sofort ein Gefühl des Schreckens und des Abscheues, gleich dem, welches er bei dem ersten Mal empfunden, wo er Saint-Croisy gesehen. Er hat jedoch einmal angefangen diesem Manne zu folgen — er wird auch damit fortfahren, denn er bedenkt, daß er Saint-Croisy jetzt nicht mehr am Canal antreffen wird.

Es dauert nicht lange, so hat der Ciseleur seine Wohnung erreicht und Sincère erkennt das Haus, vor welchem er schon im Laufe des Tages stehen geblieben ist.

Nun entschließt unser junger Lehrling sich endlich, nach Hause zurückzukehren, wo er sehr ermüdet von seiner Wanderung ankommt. Die alte Großmutter schilt ihn aus, weil die Stunde der Mahlzeit schon seit langer Zeit vorbei ist.

Um sich zu entschuldigen, erzählt Sincère ihr alles, was er gemacht hat.

Sie hört ihren Enkel aufmerksam an und sagt dann, indem sie den Kopf schüttelt:

»Aber, mein Freund, wozu kann Dich das Alles führen? Was nützt es Dir, diesem Manne nachgelaufen zu sein, den Du für Camilla's Vater hältst — und jenem andern, der auch nicht besser zu sein scheint? Wenn diese beiden Männer schlimme Thaten begangen haben, so sollte ich meinen, daß alles dies Dich weiter nichts anginge.«

»Ach, liebe Großmutter — es ist seltsam, aber mir ist es immer, als ob mich dies doch etwas anginge.«

»Weil Du an Camilla denkst, welcher Du gern über ihren Vater Auskunft geben möchtest. Aber glaubst du denn daß sie es als einen guten Dienst betrachten, daß sie es Dir Dank wissen wird, wenn Du ihr Dinge mittheilst, welche ihr Kummer bereiten?«

»Sie hat mich darum gebeten, liebe Großmutter; ich habe geglaubt, ich müßte ihr gehorchen.«

»Lieber Freund, in der Welt muß man nicht Alles, was man uns sagt, buchstäblich nehmen. Unsere Freunde wollen wohl, daß wir ihnen angenehme Nachrichten mittheilen, aber sie wissen es uns niemals Dank, wenn wir ihnen schlechte hinterbringen.«

»Aber, liebe Großmutter, da Camilla abermals verschwunden ist — da ich nicht zu entdecken vermag, wo sie sich verborgen hält, so dachte ich, daß ich vielleicht durch diesen widerlichen Menschen, diesen Saint-Croisy, sie wiederfinden könnte, denn auch er sucht sie — davon bin ich überzeugt. Kann wohl ein Vater gegen das Schicksal seiner Tochter gleichgiltig sein?«

»Nun, nach der Art und Weise, auf welche er sich bis jetzt gegen sie benommen, wäre es durchaus nicht zu verwundern, wenn er sich gar nicht mehr um sie kümmerte.«

»Ich habe seine Spur verloren, während ich dem Manne folgte, der an dem Canal mit sich selbst sprach, weil er dort allein zu sein glaubte. Ich werde aber diesen Saint Croisy wiederfinden, — wahrscheinlich wird er seinen Freund wieder besuchen.«

»Also gedenkst Du wieder deine Tage damit hinzubringen, daß Du diese Männer belauerst und jeden ihrer Tritte und Schritte überwachst? Dann wirst Du nicht mehr arbeiten und dein Maler, der schon anfing, mit Dir sehr zufrieden zu sein, wird Dich aus seinem Atelier entfernen. Ach, Sincère, das würde mir großen Kummer machen.«

Sincère beruhigt seine Großmutter, indem er ihr verspricht, mit mehr Eifer als je zu arbeiten, damit man mit ihm zufrieden sei. Bei sich selbst aber verspricht er sich auch,

Camilla's Vater wieder ausfindig zu machen, das Geheimniß, in welches er sich hüllt, zu durchdringen, um zu erfahren, wer der Mann ist, der sich am vorigen Abend am Rande des Canals so lange mit ihm unterhalten hat.

Am nächstfolgenden Morgen läuft er demgemäß, ehe er sich in sein Atelier begibt, nach dem Hause in dem Faubourg Saint-Martin, tritt in die finstere Hausflur, gelangt in den Hof vor dem Laden des Weinhändlers und wendet sich hier an ein Frauenzimmer, welches die Gäste bedient, schildert ihr genau die Persönlichkeit des Mannes, dem er am Abend vorher nachgeschlichen ist, und fragt sie, ob derselbe in diesem Hause wohne.

»Pardi,« antwortet die Weinhändlerin, »Ihre Schilderung ist so treffend, daß man sich nicht wohl irren kann — Sie sprechen von Herrn Harzmann.«

»Von Herrn Harzmann?«

»Ja, oder von Meister Harzmann, wie viele Leute ihn nennen.«

»Und was macht dieser Herr Harzmann?«

»Er ist ein Ciseleur — das heißt, er war ein Ciseleur von großem Talent, wie es scheint — aber er macht jetzt nichts mehr.«

»Und er wohnt in diesem Hause?«

»Ja, in der zweiten Etage.«

»Ich danke Ihnen.«

Sincère entfernt sich. Er weiß nur den Namen des Mannes, bei welchem Saint-Croisy gewesen ist und treibt sich nun mehre Tage lang vor der Wohnung Harzmann's umher, in der Hoffnung, daß der Herr in Blouse und Mütze sich abermals einfinden werde.

Vergebens aber bringt er hier halbe Stunden, ja zuweilen auch ganze Stunden zu.

Der Mann, den er so sehr wiederzufinden wünscht, kommt nicht zum Vorschein, und Sincère, den es natürlich langweilt, umsonst zu lauern, verzichtet endlich darauf, auf diese Weise die Zeit zu verlieren.

Drei Wochen sind vergangen. Sincère ist Saint-Croisy nicht wieder begegnet und bereut jetzt, ihn am Ufer des Canals verlassen zu haben, um den Schritten des Mannes zu folgen, der bei ihm war.

Der Maler, bei welchem Sincère studirt, hat ein großes Gemälde angefangen, dessen Gegenstand der Zeit der Renaissance entlehnt ist, und eines Morgens, als er daran arbeitet, ruft er plötzlich:

»Ich brauche unbedingt eines jener schönen Kunstwerke — eine jener schönen ciselirten Vasen, wie Benvenuto Cellini deren fertigte. Es ist dies unumgänglich nothwendig auf diesem Möbel — Teufel! — Teufel! — und ich habe keine. Wer könnte mir wohl eine leihen? Alle Collegen, welche ich kenne, sind nicht in der Lage, einen Gegenstand von solchem Werthe zu besitzen. Nur Meister Harzmann hat so etwas — in der That, ich habe ihm früher mehre Kunden zugewiesen. Er wird sich nicht weigern, mir zu leihen, was ich bedarf.«

Bei dem Namen Harzmann richtet Sincère den Kopf empor und horcht aufmerksam. Sein Lehrer hat angefangen zu schreiben und als er den Brief zusammenbrechen sieht, ruft er:

»Wollen Sie dieses Billet zu dem Ciseleur Harzmann schicken?«

»Allerdings; warum fragst Du?«

»Ich habe schon seit langer Zeit von diesem Ciseleur als von einem sehr geschickten und talentvollen Manne sprechen hören — ich wäre sehr neugierig, ihn kennen zu lernen, und wenn Sie mir erlauben wollten, diesen Brief zu besorgen —«

»Mein Himmel, wenn es Dir so viel Vergnügen macht, so bin ich es gern zufrieden — Du kannst eben so gut gehen als ein Anderer — oder vielmehr es ist mir lieber, wenn Du gehst, denn ich bitte Meister Harzmann, mir eine seiner schönen Vasen, oder einen Becher, oder einen Humpen, kurz ein schönes Modell zu leihen, dessen ich für das Gemälde, welches ich angefangen habe, bedarf. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er mir meine Bitte nicht abschlagen wird. Du mußt deshalb den Gegenstand, den er Dir anvertrauen wird, übernehmen und wohl Acht geben, daß er unterwegs nicht beschädigt werde.«

»Seien Sie unbesorgt, mein Herr, ich will ihn schon in Acht nehmen.«

»Ich brauche Dir nicht erst einzuschärfen, daß Du unterwegs nicht herumbummelst, wie dies zuweilen bei Dir zu geschehen pflegt.«

»Ich verspreche Ihnen, auf dem kürzesten Wege zurückzukommen.«

»Es ist gut — hier ist der Brief — die Adresse des Ciseleurs steht darauf.«

»O, ich werde ihn schon finden. — Wenn dieser Meister Harzmann aber ausgegangen wäre?«

»Dann müßtest Du seine Rückkehr abwarten. Dies wird besser sein, als wenn Du noch einmal hingehen müß-

test, denn eine Antwort muß ich haben — entweder eine Weigerung oder den Gegenstand, um welchen ich ihn bitte. Wenn man Dir denselben übergibt, so wirst Du Meister Harzmann sagen, daß ich nicht genau weiß, wie lange ich ihn behalten werde, daß er aber, wenn er seiner bedarf, stets zu seiner Disposition stehen werde — verstehst Du mich?«

»Ja, mein Herr.«

Sincère nimmt den Brief und macht sich sofort auf den Weg. Er braucht die Wohnung des Ciseleurs nicht zu suchen — sie ist ihm hinreichend bekannt. Er erreicht das Haus, geht in die zweite Etage hinauf und klingelt an der ihm bezeichneten Thür.

Der Ciseleur hatte nicht mehr dieselbe Magd. Seine Picarde war krank geworden und hatte in ihre Heimat zurückkehren wollen.

Ihre Nachfolgerin ist jünger und scheint nicht dieselben Eigenschaften zu haben wie jene, die kaum ein Wort sprach und sich niemals die geringste Frage erlaubte.

Die jetzige ist neugierig und geschwätzig wie fast alle Dienstleute. Sie verbirgt diese Schattenseiten ihrer Herrschaft so viel als möglich, denn sie weiß wohl, daß diese sie nicht dulden würde; sobald sie aber Gelegenheit findet, ist sie bemüht, sich dafür zu entschädigen.

»Wohnt hier Herr Harzmann, der Ciseleur?« fragt Sincère, und die junge Dienerin antwortet, nachdem sie ihn vom Kopf bis zum Fuße gemustert hat:

»Ja, der wohnt hier.«

»Ist er zu Hause?«

»Ja, er ist da.«

»Ich wünsche ihn zu sprechen. Ich habe einen Brief an ihn abzugeben und soll auf Antwort warten.«

»Das kann freilich jetzt nicht geschehen, denn mein Herr schläft eben — er thut das sehr oft am Tage. Es ist seltsam — ein noch junger Mann, der am Tage schläft — mir könnte das nicht gefallen — aber hier scheint es Gewohnheit zu sein.«

»Nun, können Sie denn Ihren Herrn nicht wecken, wenn Sie ihm sagen, daß ihn Jemand zu sprechen wünsche?«

»Ich soll ihn wecken! Da könnte ich mein Glück machen! — Es ist mir nicht blos verboten, ihn zu wecken, sondern ich darf auch nicht in sein Zimmer kommen, wenn er schläft. Nur Madame hat dieses Recht.«

»Nun, dann bitten Sie Madame, daß sie ihren Mann wecke.«

»Madame ist mit ihrem Sohne ausgegangen, um ihm Schulbücher zu kaufen, und selbst wenn sie da wäre, würde ich doch nicht wagen, ihr zu sagen, daß sie Meister Harzmann wecken solle. Das Kürzeste ist, Ihren Brief dazulassen — Sie können ja wiederkommen, um die Antwort zu holen.«

»Nein, das geht nicht. Herr Delcour, der Maler, der mich schickt, hat mir gesagt, ich solle warten und nicht ohne Antwort wiederkommen.«

»Nun, dann kommen Sie herein und warten Sie. Ich habe nichts dagegen.«

Sincère tritt in das Vorzimmer, welches düster und unheimlich aussieht wie die übrige Wohnung. Die Magd reicht dem jungen Manne einen Stuhl und sagt zu ihm:

»Setzen Sie sich, junger Herr; sind Sie auch Maler?«

»Noch nicht, aber ich will einer werden.«

»Das ist eine schöne Kunst — es thut mir leid, daß ich nicht in den Dienst eines Malers getreten bin — da sieht man doch immer schöne Bilder, — jedenfalls ist es angenehmer und heiterer als hier.«

»Diese Wohnung ist allerdings sehr düster.«

»Und meine Herrschaft ist noch düsterer, als die Wohnung. Da können Sie sich leicht denken, wie ich mich amüsire!«

»Also Ihre Herrschaft ist traurig?«

»Wie Leichenbitter! Hier hört man niemals lachen oder singen. Ich sang früher zuweilen, wenn ich meine Arbeit machte, denn beim Kehren kann man recht wohl singen, aber Madame sagte zu mir: »Toinette, schweig — wir lieben keinen Lärm.« — Als ob ein hübsches Lied singen lärmen hieße.«

»Sind Sie schon lange in Herrn Harzmann's Dienst?«

»Erst vierzehn Tage, und unter uns gesagt, ich glaube, ich werde hier nicht alt werden, ich langweile mich zu sehr, bei Leuten, die beinahe gar keinen Besuch empfangen, die kein Diner geben, die nicht außer dem Hause diniren, bei solchen Leuten hat man ja keinen Augenblick frei.«

»Sehen Sie hier nicht oft einen Mann, welcher Saint-Croisy heißt?«

»Saint-Croisy? Nein — was ist denn mit diesem Manne?«

»Das weiß ich auch weiter nicht.«

»Sehen Sie, jetzt bleibe ich noch, weil man gut bezahlt wird — und übrigens besorge ich die Markteinkäufe,

und Madame ist durchaus nicht knauserig — das ist die schöne Seite dieses Dienstes, aber niemals singen, nicht lachen und nicht plaudern zu können — ach, das kann ich nicht lange aushalten!«

»Aber Ihre Herrschaft muß wohlhabend sein.«

»Ja wohl, da der Herr nichts mehr macht. O sie sind reich, aber reich zu sein, und dabei traurig zu sein — begreifen Sie das? Wenn ich so viel Vermögen hätte, daß ich nicht mehr zu arbeiten brauchte, dann tanzte ich den ganzen Tag, anstatt zu schlafen, wie mein Herr. Tanzen Sie auch gern?«

Sincère lächelt und antwortet:

»Nicht so gern wie Sie.«

»Aber dennoch sind Sie noch ganz jung — wie alt sind Sie?«

»Sechzehn Jahre.«

»Da bin ich älter als Sie; ich bin neunzehn. Aber das ist ganz gleich, ich würde ganz gern mit Ihnen tanzen. Gehen Sie oft auf den Ball?«

»Niemals.«

»Das ist sonderbar. In meiner Heimat sind die jungen Leute von Ihrem Alter weit tanzlustiger.«

»Wenn aber nun Ihr Herr aufgewacht wäre, wie würden Sie dies wissen?«

»Sobald als mein Herr nicht mehr schläft, schlägt er auf eine Glocke, was man sehr deutlich hört. Dies bedeutet, daß man in sein Zimmer kommen kann. Mir ist es aber jetzt eben so lieb, wenn er nicht läutet, denn dann kann ich doch ein paar Wörtchen mit Ihnen plaudern. Man plau-

dert so gern, wenn man nicht oft Gelegenheit dazu hat. Haben Sie Eile?

»Nein — aber dennoch möchte ich wissen, ob Herr Harzmann meinem Lehrherrn leihen wird, um was dieser ihn bittet.«

»Sie wollen etwas leihen?«

»Ja.«

»Was denn?«

In diesem Augenblicke hört man den Schall der Glocke.

»Ihr Herr ist aufgestanden,« sagt Sincère zu der Dienerin. Gehen Sie hinein und melden Sie ihm, daß man ihu zu sprechen wünscht.«

»Ja, ich gehe — aber es ist wirklich zu toll hier — auch nicht das mindeste Vergnügen kann man haben!«

Und Mademoiselle Toinette entschließt sich mit ziemlich unfreundlicher Miene, ihren Auftrag auszurichten.

Seit der letzten Unterredung, welche der Ciselenr mit Saint-Croisy gehabt und bei welcher dieser ihm mitgetheilt, daß seine Frau ihn gefragt, ob er nicht auch Bouginier hieße, wird Harzmann von einer neuen Unruhe und Furcht gequält, und wenn er mit seiner Frau allein ist, betrachtet er sie oft verstohlen und scheint auf ihrer Stirn lesen zu wollen, ob sie ihm nicht auch irgend ein trauriges Geheimniß verbirgt.

Helene ist aber gegen ihren Gatten stets dieselbe — stets sanft, stets aufmerksam, stets unterwürfig. Mehr als einmal ersterben in dem Augenblick, wo er sie ausfragen will, dem Ciseleur die Worte auf der Zunge. Eines Tages jedoch und als er sich geneigt fühlt, sich dem Schlafe zu überlassen,

erhebt sich Harzmann rasch und fängt an in seinem Zimmer hin-und herzugehen, indem er sagt:

»Nein, nein, ich will nicht schlafen — der Schlaf ist bisweilen gefährlich.«

»Und warum fürchtest Du denn zu schlafen, mein Freund?« sagt Helene, indem sie ihre sanften Augen auf ihn heftet.

»Ich weiß es nicht. Ich habe einen unruhigen, zuweilen sehr peinlichen Schlaf — aber Du weißt es ja selbst. Sage mir einmal, passirt es mir vielleicht zuweilen, daß ich im Traume spreche?«

»Nein, mein Freund,« antwortet Helene ruhig; »denn ein paar Sylben, die Dir vielleicht entschlüpfen, wie jedem Andern, wenn man einen peinlichen Traum hat, nenne ich nicht sprechen.«

Die Stirn des Ciseleurs erheitert sich und seine Gattin hebt wieder an:

Aber warum thust Du heute diese Fragen an mich?«

»Nun hast Du nicht Saint-Croisy gefragt, ob er auch Bouginier hieße? Wo hast Du diesen Namen gehört?«

Helene schweigt einige Secunden. Sie scheint in ihrer Erinnerung zu suchen und sagt endlich:

»Bouginier — warte einmal — ja doch, jetzt entsinne ich mich — Du selbst sagtest einmal, als Du von deinem Freund Saint-Croisy sprachst: Ist Bouginier nicht dagewesen? — Dann aber corrigirtest Du Dich und nanntest seinen andern Namen. Du achtetest damals eben so wenig darauf, als ich; aber ich weiß nicht, warum mir kürzlich dieser andere Name wieder ins Gedächtniß und wie ich auf den Einfall kam,

Herrn von Saint-Croisy zu fragen, ob dies nicht auch sein Name wäre.«

Der Ciseleur scheint durch diese Erklärung vollständig zufriedengestellt zu werden und hebt mit gleichgiltiger Miene wieder an:

»Ja, wirklich, ich kannte früher einen Mann, der diesen Namen trug. Ich habe ihn vielleicht aus Versehen Saint-Croisy gegeben, aber es ist nicht der seinige.«

Nach dieser Unterredung hatte Meister Harzmann sich aufs Neue ohne Furcht dem Schlaf überlassen, während Helene sich fest vorgenommen, in Zukunft vorsichtiger zu sein.

»Mein Herr, es ist ein junger Mensch da, der Sie zu sprechen und Ihnen einen Brief zu überreichen wünscht. Er will Antwort darauf haben; deshalb hat er gewartet,« sagt Toinette, indem sie in das Zimmer ihres Herrn tritt.

»Hat er seinen Namen genannt?« fragt Harzmann.

»Nein, aber es thut nichts — ein Maler schickt ihn, er kommt um etwas zu leihen.«

»Laß ihn in den Salon treten, ich werde sogleich mit ihm sprechen.«

Die Dienerin kehrt zu Sincère zurück und sagt zu ihm:

»Kommen Sie, ich will Sie in den Salon führen, mein Herr wird sogleich hinkommen.«

Sincère folgt Toinetten. Er tritt in den Salon, in welchem sich die mit den kostbaren Kunsterzeugnissen des Ciseleurs angefüllten Glasschränke befinden.

»Bleiben Sie hier,« sagt Toinette. »Mein Herr wird

sogleich erscheinen. Diese Thür ist die, welche in sein Zimmer führt; warten Sie.«

Die Dienerin entfernt sich. Sincère betrachtet mit neugierigem Blick das Zimmer, in welchem er sich befindet. Umgeben von den prachtvollen Werken des Herrn dieser Wohnung, sieht er sie doch ohne Bewunderung und beinahe mit Gleichgiltigkeit. Ein einziger Gedanke beschäftigt ihn, nemlich der, daß er nun von Angesicht den Mann sehen wird, der mit Saint-Croisy eine geheimnißvolle Zusammenkunft hatte und der, als er sich von diesem entfernte, sich einige ihn sehr compromittirende Worte entschlüpfen ließ. Diese Erwartung verursacht ihm Herzklopfen und versetzt ihn in eine Aufregung, die er nicht bemeistern kann.

Endlich öffnet sich eine Thür.

Harzmann erscheint in seinem weiten Schlafrock und mit seiner schwarzen Sammtmütze auf dem Kopfe.

Bei seinem Anblick fühlt Sincère einen Schauer, der seinen ganzen Körper durchrieselt, gerade wie bei dem Anblick einer Schlange. Er beeilt sich seinen Brief zu überreichen, indem er stammelt:

»Ich komme im Auftrage des Herrn Delcour, meines Lehrers.«

Harzmann nimmt den Brief, indem er den Ueberbringer kaum ansieht, und sagt, nachdem er gelesen:

»Herr Delcour wünscht etwas Elegantes und Kostbares als Modell, aber er bezeichnet nicht ausdrücklich, was es sein soll?«

»Er stellt das Ihnen anheim, mein Herr.«

»Nun gut, dann will ich Ihnen diesen Becher geben, ich glaube, der wird sich für seinen Zweck eignen.«

Und der Ciseleur nimmt von einem der Bretgestelle einen prachtvollen Becher, dessen beide Henkel durch zwei reizende Syrenen gebildet werden. Diesen übergibt er Sincère, indem er zu ihm sagt:

»Hier, wickeln Sie ihn sorgfältig in Ihr Taschentuch.«

»Ja, mein Herr. Herr Delcour hat mir auch noch aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß er, da er nicht genau weiß, wann er mit seiner Arbeit fertig sein wird, und im Fall Sie diesen Gegenstand eher zurück zu haben wünschten, Ihnen denselben sofort wieder zusenden würde, sobald Sie ihn verlangten.«

»Gut, gut, es hat damit durchaus keine Eile.«

Sincère hat den Becher eingewickelt, verneigt sich leicht und verläßt den Salon.

Im Vorzimmer begegnet er wieder Toinetten, welche gern wissen möchte, was er forträgt, aber der junge Lehrling bleibt nicht stehen, um mit ihr zu sprechen. Er sehnt sich aus der Wohnung des Ciseleurs hinaus, er fühlt sich darin bedrückt — er erstickt beinahe, und erst als er sich wieder auf der Straße sieht, athmet er frei auf.

Dreizehntes Capitel.

Die neue Welt.

Wir haben Endymion Dufourré im Garten Mabille zurückgelassen, als er sich das Gesicht, welches einen Theil von dem Punsch bekommen hatte, abwischte und wie ein Besessener schrie, weil eins seiner Augen ebenfalls von der Flüssigkeit mit getroffen worden war und ihn nicht wenig brannte und schmerzte.

Mademoiselle Cueillette war, während sie über die Grimassen dieses Herrn lachte, doch so mitleidig gewesen, eine Caraffe Wasser kommen zu lassen, und hatte durch wiederholtes Benetzen des in Punsch gebadeten Auges den Schmerz endlich ein wenig gelindert und Endymion beruhigt, der nun aber über die Flecken zu jammern beginnt, womit seine Weste und sein Frack bedeckt sind.

»Wie seh' ich aus!« sagt unser Elegant, indem er sich mit verzweifelter Miene betrachtet; »mein Frack — meine Weste sind ruinirt — meine Beinkleider haben auch etwas mit wegbekommen!«

»Sie haben die Mittel, den Schaden wieder gut zu machen.«

»Die Mittel — und mein Auge brennt mich immer noch sehr — das läßt sich nicht wieder gut machen — aber

begreifen Sie die Handlungsweise dieses jungen Menschen? Jedenfalls ist er ein Gamin, den Amanda die Thorheit beging einzuladen, sich zu uns zu setzen.«

»Sie ist ganz vernarrt in ihn — sie betet ihn an.«

»Wirklich? — dazu will ich ihr Glück wünschen — er hat sehr niedliche Manieren, dieser junge Mann! Sie hat sehr wohl daran gethan, daß sie ihn hinweggeführt hat, denn ich glaube, ich hätte ihn zu Staub zermalmt. Was lachen Sie denn?«

»Ich lache, weil ich bedenke, daß Amanda diesen Herrn Julien vielleicht wieder mit hierherbringt und daß Sie dann genöthigt sein werden, ihn zu Staub zu zermalmen.«

Endymion scheint durch diese Phrase nicht sonderlich erfreut zu werden und murmelt:

»Im Grunde genommen muß ich mich vielleicht ein wenig nachsichtig gegen ihn zeigen — gegen ein Kind, welches nicht weiß, was es thut. Er hat vielleicht geglaubt, etwas sehr Spaßhaftes zu thun, als er mir diesen Punsch über den Hals goß.«

»Vielleicht hat er Sie für einen Bach angesehen.«

»Aber warum gerieth er nur so in Zorn, als die Rede auf die Person kam, welcher er ähnlich sieht —«

»Wahrscheinlich ist er verliebt in sie — Sie sagten, Sie wären der Geliebte dieser Dame gewesen — daher seine Eifersucht, seine Wuth.«

»Meiner Treu, Sie haben Recht. Dies ist die Lösung des Räthsels. Es leben die Frauen, welche Alles errathen!«

»Und die Männer, welche nichts sehen!«

»Mein Auge thut mir immer noch weh.«

»Tanzen Sie eine Mazurka mit mir — das wird alle Ihre Schmerzen bannen.«

»Lieber gar! Wie kann ich wieder auf dem Ball erscheinen — in diesem Zustande — mit Flecken bedeckt —«

»Man wird sehen, daß diese von einem Unfall herrühren.«

»Nein, gewiß nicht — ich werde fortgehen — wenn Niemand mehr da sein wird. Ah, da kommt Amanda!«

»Amanda!«

»Beruhigen Sie sich — sie ist allein — Sie werden nicht nöthig haben, Jemanden umzubringen.«

Die große Brünette setzt sich wieder mit unter das Boskets und sagt:

»Da bin ich wieder — es ist aber kein Punsch mehr da — wir müssen frischen bestellen.«

»Sag' uns erst, was Du mit deinem Cavalier gemacht hast.«

»Ja,« sagt Endymion, »eher laß ich keinen Punsch kommen.«

»Mit meinem Cavalier — ha! ha! ha! — mit meinem Cavalier — ha! ha! ha!«

Mademoiselle Amanda neigt sich zu ihrer Freundin und flüstert ihr leise etwas ins Ohr.

Cueillette ruft mehrmals »O!« und »Ah!« und schlägt dann ebenfalls ein lautes Gelächter auf, indem sie ausruft:

»Wie! — wäre es möglich!«

»Ja wohl, liebe Freundin — was ich Dir sage, ist die strengste Wahrheit.«

»Ha, welch ein drolliges Abenteuer!«

Und die Damen brechen immer und immer wieder in lautes Gelächter aus.

Endymion, der dies nicht sehr amüsant findet, antwortet:

»Aber Sie haben uns immer noch nicht gesagt, was Sie mit diesem jungen — Julien gemacht haben, der sich gegen mich benahm wie ein Schulbube.«

»Ah, Sie finden, daß er sich benommen hat wie ein Schulbube — und Sie haben ohne Zweifel Lust, ihn dafür zu züchtigen, wie?« fragt Amanda.

»Versteht sich — meine Absicht ist allerdings, ihm eine Lection zu geben.«

»Beruhigen Sie sich; er seinerseits hat Lust, Ihnen einen Degenstich zu versetzen oder eine Kugel in die Brust zu schießen.«

Endymion wird sehr bleich und stammelt:

»Wie — er hat Ihnen gesagt, daß er sich mit mir schlagen wolle?«

»Ei, das versteht sich. Er wird Sie deswegen morgen um acht Uhr Früh aufsuchen.«

»Weiß er denn meine Adresse?«

»Er wußte sie nicht, aber ich habe sie ihm gegeben.«

»Sapristi! Wer hat Ihnen denn geheißen, meine Adresse zu geben? — Worein mischen Sie sich? Was sind das für Damen, die nur Wunden und Beulen lieben!«

»Ich glaubte Ihnen einen Gefallen zu thun, lieber Freund. Sie haben uns hundertmal von Ihren Duellen erzählt und ich sagte bei mir selbst: Auf eines mehr oder weniger wird es ihm nicht ankommen — eines mehr wird ihm sogar lieber sein. Ueberdies ist dieser kleine Julien ein

Schütze, der auf dreißig Schritte ein Fünffrankenstück trifft — es ist doch Ruhm dabei, ihn zum Gegner zu haben. — Ah, man walzt — ein herrlicher Walzer! — Ich will ihn tanzen! — Da geht Eugen mit Raymond vorbei — komm, Cueillette, wir wollen ihnen nachlaufen — sie müssen diesen Walzer mit uns tanzen.«

Die Damen verlassen Endymion.

Dieser beeilt sich den Kellner zu bezahlen, drückt sich dann die Boskets entlang und verläßt den Ball Mabille, indem er bei sich sagt:

»Der Teufel hole diese Amanda und ihre Freundin, die mich in Streit mit diesem kleinen Krakehler verwickelt haben — denn wie es scheint, ist er wirklich ein kleiner Krakehler. Ich bin aber auch selbst Schuld — was habe ich nöthig, solchen Loretten den Hof zu machen, während ich doch in der schönen Welt nur mein Tuch zu werfen brauche. Diesem Julien meine Adresse zu geben — welch eine Bosheit! Solche Schulbuben wünschen nichts sehnlicher, als sich zu schlagen, damit sie dann überall sagen können: »Ich habe ein Duell gehabt.« Und dieser Julien sieht mir sehr verwegen aus — er wird sich ein förmliches Vergnügen daraus machen, und wenn er auf dreißig Schritt ein Fünffrankenstück trifft, so wird er mich, der ich ja weit stärker bin als er, treffen, wo er Lust hat — er ist im Stande, mir auf den Nabel zu zielen; aber auf dergleichen Späße gehe ich nicht ein, ich will mich nicht schlagen mit einem Knaben, es bliebe mir ja fast nichts übrig, als ihn zu tödten, und da könnte ich mir eine schöne Geschichte über den Hals ziehen. Er will mich morgen Früh aufsuchen um acht Uhr, aber er soll mich

nicht finden, ich werde mich darnach einrichten, ich habe durchaus keine Lust, ihn zu erwarten.«

Endymion nimmt ein Cabriolet, um schneller nach Hause zu kommen.

Er findet Jolibeau eben im Begriffe, bei dem Portier eine Scene aus dem »Misanthropen« aufzuführen, und beeilt sich recht laut zu ihm zu sagen:

»Komm' rasch zu mir herauf, Jolibeau! Wir haben keine Zeit zu verlieren, Du mußt sogleich meine Koffer packen und Anstalten zu meiner großen Reise treffen.«

»Wie, Sie wollen verreisen?« ruft der Diener ganz erstaunt. »Sie hatten mir ja noch gar nichts davon gesagt!«

»Ich konnte nicht mit Dir davon sprechen, weil ich selbst noch nichts wußte. Eine Nachricht, die ich heute Abend erhalten, nöthigt mich so rasch abzureisen, es ist Jemand mit einer bedeutenden Summe Geldes durchgegangen, und ich will ihn einholen.«

»Es ist Ihnen Jemand mit einer Summe Geldes durchgegangen? Ich wollte wetten, daß ich weiß, wer es ist.«

»Das ist wohl möglich.«

»Und werden Sie mich auch mitnehmen?«

»Ja wohl; ich habe keine Lust auf meinen Reisen ohne Kammerdiener zu sein.«

»Werden Sie lange wegbleiben, Herr Dufourré?« fragt der Portier, sich verneigend.

»Ja, ich werde wahrscheinlich sehr lange wegbleiben; ich gehe nach Amerika, in die neue Welt.«

»Mein Gott, ist denn Ihr Schuldner so weit?«

»Ja wohl; er ist selbst im Stande noch weiter zu gehen.«

»Behalten Sie denn Ihre Wohnung?«

»Versteht sich. Ich werde Ihnen den Schlüssel dalassen und Sie werden sie in Ihre Obhut nehmen.«

»Gut, gut, und wenn Leute kommen und nach Ihnen fragen?«

»Dann werden Sie sagen, daß ich in unbekannte Länder gereist bin — daß ich vielleicht zehn Jahre abwesend sein werde.«

»Zehn Jahre!«

»Ich will blos die Zudringlichen auf eine falsche Spur führen. Es gibt Leute, welche im Stande wären, sich in Ihre Loge zu setzen und meine Rückkunft erwarten zu wollen; auf diese Weise werden Sie dies nicht mehr zu fürchten haben.«

»Und wann reisen Sie ab?«

»Morgen, um sechs Uhr Morgens — keine Minute später. Also, Portier, Sie werden mir den Gefallen thun, einen Fiaker zu besorgen — einen etwas großen. — Schlag sechs Uhr muß er vor der Thür sein.«

»Ganz wie Sie wünschen, Herr Dufourré.«

»Gut, gut. Gehen wir nun hinauf, Jolibeau.«

Dufourré's Diener beeilt sich, Koffer für seinen Herrn und sich zu packen, und während er Hemden und Taschentücher zusammenlegt, ruft er von Zeit zu Zeit:

»Meiner Treu! diese Reise kommt mir ganz unerwartet. Sie haben diesen Entschluß sehr schnell gefaßt, Herr Dufourré.«

»Ich mußte wohl, Jolibeau.«

»Also eine Reise nach der neuen Welt — das ist mir gar nicht unlieb, im Gegentheil. Gibt es dort auch Theater?«

»Ja wohl, ganz prächtige; das kleinste ist größer als unsere Oper.«

»Zum Teufel, das muß ja über alle Begriffe herrlich sein!«

»Jolibeau, vergiß nicht meine Schnürleiber, meine Toupets und meine Waden.«

»Seien Sie unbesorgt, Herr Dufourré, ich werde nichts vergessen. Aber welche Sprache spricht man denn in der neuen Welt, wohin wir gehen?«

»Welche Sprache? Ich glaube, man spricht Patois, dies hat aber viel Aehnlichkeit mit dem Französischen; übrigens spricht man dort alle Sprachen.«

»Ah, das ist gut, denn wenn man nur die Sprache des Landes kennt, in welchem man lebt, so ist das sehr störend. Mit welcher Eisenbahn werden wir reisen? Schiffen wir uns in Marseille ein oder in Havre?«

»Das wirst Du schon sehen, Jolibeau.«

Endymion hütet sich seinem Kammerdiener anzuvertrauen, was er thun will, denn er weiß, daß derselbe eben so schwatzhaft als neugierig ist. Wahrscheinlich würde er ihn gar nicht mitnehmen, wenn seine Dienste ihm nicht unentbehrlich wären. Man weiß aber, daß Jolibeau im Einschnüren, Ankleiden und Frisiren nicht seines Gleichen hatte.

Die Zurüstungen zur Abreise sind beendet. Endymion schläft nur mit einem Auge, so sehr fürchtet er nicht zeitig genug aufzuwachen.

Noch vor sechs Uhr ist er auf den Füßen und angekleidet.

Er läßt durch Jolibeau sein Gepäck hinuntertragen

und schimpft auf den Portier, weil der Fiaker noch nicht an der Vorderthür hält.

Endlich kommt der Wagen, das Gepäck wird hineingetragen und Jolibeau fragt seinen Herrn, welchen Bahnhof er dem Kutscher bezeichnen soll.

Endymion befiehlt aber seinem Kammerdiener, in den Wagen zu steigen und sich neben das Gepäck zu setzen, während er selbst sich dem Kutscher nähert, dem er leise etwas in's Ohr sagt.

Hierauf steigt er selbst in den Wagen und dieser fährt fort.

Jolibeau, der sehr neugierig ist, weil er seinen Herrn hat leise mit dem Kutscher sprechen sehen, wird es noch mehr, als er sieht, wie man, nachdem man die Rue de l'Echiquier und die des Chateau d'Eau passirt ist, den Faubourg St. Martin hinauffährt. Er ruft aus:

»Herr Dufourré, ich glaube, der Kutscher irrt sich; wenn er nach dem Nordbahnhofe will, so macht er einen großen Umweg.«

»Laß Dich unbekümmert, Jolibeau — der Kutscher fährt den richtigen Weg.«

Als der Wagen aber in La Villette ankommt, ruft Jolibeau abermals:

»Ich bitte um Verzeihung, Herr Dufourré — aber hier gibt es keine Eisenbahn — der Kutscher irrt sich ganz gewiß — er wird uns nach Pantin bringen.«

»Jolibeau, deine Bemerkungen werden sehr lästig — der Kutscher folgt meinen Instructionen — worein mischest Du Dich?«

»Entschuldigen Sie, Herr Dufourré, aber ich wußte nicht,

daß man, um in die neue Welt zu reisen, den Weg über Pantin nehmen müßte.«

»Es gibt noch viele andere Dinge, die Du nicht kennst, Jolibeau, und die Du erst zur geeigneten Zeit und an dem geeigneten Orte erfahren wirst.«

Der Diener beginnt zu ahnen, daß sein Herr ihm das wirkliche Ziel seiner Reise verschwiegen hat. Sein Erstaunen verdoppelt sich, als er in Pantin angelangt, den Kutscher die nach dem Dorfe Saint-Gervais führende Straße einschlagen und endlich vor dem Hotel Pothery Halt machen sieht.

»Das wäre also die neue Welt, nach der wir reisen?« ruft Jolibeau.

»Ja, treuer Diener,« antwortet Endymion; »aber höre wohl, was ich Dir sagen will — es ist ernst und wichtig — und die Existenz deines Herrn hängt davon ab.«

»Ach, Herr Dufourré, Sie machen mich schaudern.«

»Ich werde hier einige Zeit wohnen — ich habe in Paris gesagt, ich ginge auf Reisen — um Jemanden, der mich ermorden will, auf eine falsche Fährte zu leiten.«

»Ach mein Gott — ich wette, es ist ein eifersüchtiger Ehemann, der Sie bei seiner Frau ertappt hat.«

»Du hast es beinahe errathen. Da dieser Mann in dieser Gegend durchaus nicht bekannt ist, wird er auch nicht hierherkommen um mich aufzusuchen. Was Dich betrifft, so befehle ich Dir, unter keinem Vorwande während meines Aufenthalts hier dieses Dorf zu verlassen oder gar nach Paris zu gehen — Du verstehst mich doch?«

»Ja wohl, mein Herr! — O seien Sie unbesorgt! ich begreife — wenn man mir in Paris begegnete, so würde man uns nicht mehr in der neuen Welt glauben.«

»Und nun wollen wir aussteigen — nimm das Ge-

päck aus dem Wagen. Ah, da kommt auch schon Madame Pothery herbei. Jolibeau, sei verschwiegen — Du verstehst mich. Ich komme hierher, um meine Gesundheit wiederherzustellen — Du verstehst mich doch?«

»Ja wohl, Herr Dufourré.«

Man hatte einen Wagen vor dem Hause Halt machen sehen und Lieberose hatte ihrer Herrin zugerufen:

»Da kommt der kleine schöne Herr, dessen Waden sich verschieben und der zuweilen buckelig wird. Der Major Piquevert hat ihn das letzte Mal, als er ohne Diner fortgegangen ist, buckelig gesehen!«

»Still, Lieberose! dergleichen Dinge erwähnt man nicht wieder — man erzählt sie wohl, wenn man sie gesehen hat, aber man kommt nicht wieder darauf zurück. Dieser Herr kommt sehr früh am Tage — ohne Zweifel will er frühstücken,« und Madame Pothery eilt hinaus, um den Reisenden zu empfangen.

Welcher gute Wind führt Sie denn zu mir, Herr Dufourré?«

»Es ist nicht der Wind, Madame, sondern ein Fiaker, wie Sie sehen können.«

»Und mit Gepäck — sollten Sie vielleicht —«

»Ja, werthe Madame Pothery; obschon wir bereits in den letzten Tagen des Septembers stehen, so will ich mich doch noch einige Zeit auf dem Lande aufhalten. Ich befinde mich nicht wohl, meine Gesundheit verlangt Pflege — ich weiß, daß die Luft hier sehr gut ist, und ich komme daher, Sie um ein Zimmer zu bitten, wenn Sie nemlich eines frei haben.«

»Für Sie ist stets eins da, Herr Dufourré, und wenn ich Sie mit in mein eigenes Schlafzimmer betten sollte.«

»Sie sind tausendmal zu gütig.«

»Ich will sagen, wenn ich es Ihnen abtreten sollte.«

»So habe ich es auch verstanden.«

»Unglücklicherweise habe ich jetzt sehr viele Zimmer leer stehen.«

»Wenn jetzt weniger Leute da sind, so ist mir das gerade nicht unlieb.«

»Ich habe Madame Abraham und ihre Kinder verloren.«

»Sie sind alle gestorben?«

»Nein, ich will blos sagen, daß sie nach Paris zurückgekehrt sind. Die Familie Tulipet habe ich auch verloren; wie es scheint, hat Madame Chester, die Erzieherin, ganz abscheuliche Dinge von meinem Garten gesagt, sie findet ihn unanständig. Ich dagegen finde diese schottischen Hochländer, welche keine Beinkleider tragen, weit unanständiger.«

»Mit einem Worte, Sie haben jetzt weniger Hausgenossen.«

»Ja, es gibt Leute, welche nicht begreifen, daß der Herbst gerade die angenehmste Jahreszeit ist.«

»Ja, wenn man gern die Blätter fallen sieht. Apropos, ist die schöne Madame Eduard nicht vielleicht wieder zu Ihnen zurückgekehrt?«

»Nein, seit dem Tage, wo sie uns so plötzlich verließ, — Sie wissen doch? — haben wir nichts mehr von ihr gehört.«

»Ja, ja, ich entsinne mich. Und jener Herr Leoville, welcher behauptete, ich wäre die Ursache der Abreise dieser Dame — der deswegen Streit mit mir anfangen wollte — kommt er auch wieder zu Ihnen?«

»Seitdem Madame Eduard uns verlassen, hat er sich noch nicht wieder sehen lassen.«

»Um so besser — Sie begreifen, daß es mir sehr unangenehm ist, wegen dieser Dame Streitigkeiten zu haben. Ich weiß recht wohl, daß sie gern mit mir plauderte. Ich glaube auch, daß dieser Herr eifersüchtig war, aber dies ist noch kein Grund, um sofort den Degen zu ziehen; ich gehe einem Duell niemals aus dem Wege, aber es muß auch ein vollgiltiger Beweggrund dazu vorhanden sein.«

»Wollen Sie, daß ich Ihnen das Zimmer gebe, welches Madame Eduard bewohnte — es ist frei.«

»Nein, es würde mir Unglück bringen, — diese Dame hat mir schon zu viele unangenehme Geschichten über den Hals gezogen — übrigens will ich auch lieber ein Zimmer haben, dessen Fenster nicht auf die Straße gehen.«

»Dann habe ich gerade ein passendes, das der Madame Abraham; die Fenster gehen in den Garten.«

»Gut, und wo werden wir Jolibeau unterbringen?«

»Gleich über Ihnen; übrigens geniren Sie sich durchaus nicht. Wenn Sie vielleicht einen Trank bereitet haben wollen, so dürfen Sie es nur sagen, auch wenn Sie vielleicht noch etwas Anderes bedürfen, womit man gewöhnlich der Hartleibigkeit abzuhelfen sucht — wenn Sie diese Mittel nicht anzuwenden verstehen, Lieberose gibt sie wunderschön — sie gibt deren zuweilen meinem Manne.«

»Unendlich verbunden, ich bedarf aber dergleichen nicht.«

»Sie machen davon keinen Gebrauch? Das ist nicht recht von Ihnen, darum dreht sich ja die ganze Gesundheit,

es ist, so zu sagen, die Achse derselben. — Herr Jolibeau, wenn Sie mir mit Ihrem Gepäcke folgen wollen, so werde ich Sie in das Zimmer Ihres Herrn führen, welches man in Stand setzen wird, während Herr Dufourré einen Spazirgang in den Garten macht. Dann will ich, um die Ankunft des Herrn von Dufourré würdig zu feiern, ein famoses Diner bereiten. Ich habe gerade etwas ganz Extrafeines. Ich wollte es noch aufheben, aber nun wird es heute servirt.«

»Madame, ich bitte Sie, nichts Besonderes für mich.«

»Lassen Sie mich doch Sie überraschen. Und der Major, wie wird dieser sich darauf stürzen!«

Endymion begibt sich in den Garten. Es dauert nicht lange, so begegnet er hier dem Major, der seine Cigarre raucht und als er ihn erblickt, ausruft:

»Ah, das ist ja ein ganz unerwarteter Besuch! Heute bekommen Sie Kalbfleisch mit Brühe! Vielleicht bleiben Sie aber nicht zum Diner. Sie wollen wahrscheinlich blos frühstücken, denn es ist noch sehr zeitig.«

»Entschuldigen Sie, Herr Major, ich bleibe zum Diner und zum Schlafengehen da, mit einem Worte, ich gedenke einige Zeit hier zu verweilen, — ich will meine etwas angegriffene Gesundheit wieder stärken.«

»Sie sind also krank? Das sollte man nicht glauben, denn Ihr Aussehen ist ein ganz vortreffliches.«

»Der Schein trügt.«

»Das ist wahr, besonders bei Ihnen, da neulich sahen Sie aus, als wären Sie buckelig, und heute sind Sie es nicht mehr.«

»Mein Hosenträger war Schuld.«

»Na, es freut mich, daß Sie uns ein wenig aufheitern werden, denn man langweilt sich jetzt ganz fürchterlich hier, es ist beinahe gar Niemand mehr da.«

»Ist Etienne Vincent auch nicht mehr hier?«

»O ja, aber leider! denn dieser Mensch ist durchaus nicht amüsant. Er verfolgt uns fortwährend und will uns ein Tableau seines Dramas vorlesen, welches er unaufhörlich umarbeitet. Man flieht vor ihm wie vor einem Pestkranken, nur Madame Belloie opfert sich und hört ihn immer an. Freilich ist die gute Frau taub und kann sich bei seinem Vorlesen denken, was sie Lust hat.«

»Wer ist denn außerdem noch hier?«

»Herr Lentille stets, Herr Grandbec ziemlich oft, die Freundin der Madame Belloie, die beiden Supernumerar-Expedienten und eine Dame in mittleren Jahren, welche auf Nachrichten von ihrem Manne wartet, welcher nach Californien gegangen ist, um dort in der Erde herumzukratzen.«

»Um in der Erde herumzukratzen?«

»Nun, zum Henker, um Gold zu suchen!«

»Ist sie noch leidlich, diese Dame?«

»Zum Entzücken. Sie ist das leibhafte Ebenbild der Grassot in dem bekannten Theaterstücke: »die Krankenwärterin.«

»Ah, was tausend!«

»Doch entschuldigen Sie — ich habe meinen Kaffeh noch nicht getrunken, und werde gehen, es zu thun.«

»Sie frühstücken also nicht hier?«

»Nein, es ist schon genug, daß ich hier dinire.«

Endymion geht, um von dem Zimmer Besitz zu neh-

men, welches man ihm in dem Hauptgebäude hinten heraus nach dem Garten angewiesen.

Madame Pothery wird nicht müde, ihm die Aussicht zu rühmen, weil die Fenster auf den schönen mit Rosen bepflanzten Pavillon gehen.

Während sein Herr seinen Schlafrock anzieht und sein Reisenecessaire untersucht, geht Jolibeau hinauf in sein Zimmer, welches viel Aehnlichkeit mit einer Dachkammer hat, indem er bei sich sagt:

»Ich wäre lieber wirklich nach der neuen Welt gereist, anstatt mich in dieses Landhaus einzuschließen, wo man Pantin riecht, als ob man darin wäre. Was kann nur meinem Herrn begegnet sein, daß er Paris so schnell verlassen hat? Ich that, als glaubte ich, er habe es gethan, um einem wüthenden Ehemann aus dem Wege zu gehen — ich sagte dies aber blos, um ihm zu schmeicheln — bis jetzt habe ich ihn blos mit seinem Geld Eroberungen machen sehen. Ich muß mich bemühen, die Lösung dieses Räthsels zu finden.«

Endymion läßt sich Thee auf sein Zimmer bringen und verläßt es nicht eher als bis zur Stunde des Diners. Jolibeau, welcher Alles beobachtet, sagt:

»Man sollte glauben, mein Herr fürchte, sich sehen zu lassen — auch nur im Garten spaziren zu gehen — was zum Teufel muß er nur gemacht haben! Es ist nicht möglich — ich kann kaum glauben, daß er etwas Schweres verbrochen habe.«

Vierzehntes Capitel.

Eine Rehßeuse.

Das Diner wird jetzt nicht mehr im Garten servirt, weil die Damen sich beim Dessert über die Kühle beklagen. Man begibt sich jetzt in den Speisesaal. Eudymion findet hier sämmtliche Miethbewohner beisammen. Etienne eilt auf ihn zu, um ihm die Hand zu drücken, und sagt:

»Du kommst gerade recht. Ich habe so eben mein achtes Tableau wieder vollständig umgearbeitet. Madame Belloie ist damit sehr zufrieden, aber es wäre mir lieb, auch deine Meinung zu hören.«

Madame Roquette — so heißt die Dame, deren Mann in Californien ist — rollt ihre Augen wie ein Karpfen, als sie den neuen Gast erblickt, den Madame Pothery nicht verfehlt, bei Tische neben sie zu setzen — eine zarte Aufmerksamkeit, für welche Endymion ihr keinen Dank weiß.

Herr Pothery kommt in dem Augenblicke an, wo man die Suppe aufträgt, und setzt sich neben Madame Roquette zur Linken. Er zeigt sich gegen sie sehr aufmerksam, denn er treibt die Liebe zum schönen Geschlecht so weit, daß er einem Unterrocke den Hof machen würde, selbst wenn nichts darin stäcke.

»Herr Dufourré, ich habe an Sie gedacht,« sagt Madame Pothery. »Ihre Gesundheit ist schwach. Deshalb habe ich aus Rücksicht auf Sie Spinat und Prunellen kochen lassen — so etwas ist leicht und wohlschmeckend.«

»Unendlich verbunden, Madame!«

»Wir aber sind nicht krank,« sagt der Major. »Ich hoffe daher, daß man uns etwas Solides geben werde.«

»Seien Sie unbesorgt, Major. Sie bekommen einen famosen Braten — etwas ganz Ausgesuchtes. Es war ein Gelegenheitskauf, den ich mir nicht entgehen ließ, denn es kommt hier selten so etwas vor.«

»Sie reizen meine Neugier, Madame — sagen Sie uns, was es ist, dann beraube ich mich des Kalbfleisches.«

»Wohlan, Major, es ist Reh — eine Rehkeule, die man Ihnen auftragen wird.«

»Eine Rehkeule? — Ah, das ist etwas sehr Gutes. Hat man sie marinirt?«

»Wir haben sie erst seit vorgestern, aber sie ist nicht aus dem Essig herausgekommen — ich wollte sie noch einige Tage liegen lassen; aber um die unerwartete Ankunft unseres neuen Gastes zu verherrlichen, wollte ich nicht länger warten. Wenn Sie auch leidend sind, Herr Dufourré, so werden Sie doch schon ein wenig essen.«

»Ja, Madame, Wildpret bekommt mir sehr gut.«

»Drei Tage marinirt — das kann genügen — zum Teufel, Rehkeule ist etwas ganz Vortreffliches.«

»Ist denn die Jagd schon eröffnet?« fragt Herr Lentille.

»O, schon längst — man sieht wohl, daß Sie sich nur mit himmlischen Dingen beschäftigen.«

»Madame Roquette, essen Sie gern Rehkeule?«

Madame Roquette bläht die Nüstern auf, verzieht den Mund und antwortet:

»Rehkeule — warten Sie einmal — Rehkeule — ist das nicht ein weißes Fleisch?«

»O nein, im Gegentheile —«

»Dann habe ich noch keines gegessen — o doch — mit weißen Rüben — nein, nein, das war Ente.«

»Durch welchen Zufall haben Sie denn eine Rehkeule hier zu kaufen bekommen?« hebt der Major wieder an. »Der Gewürzhändler und die Obsthöckerin führen dergleichen nicht und Wildprethändler sehe ich auch nicht.«

»Ich habe Ihnen ja schon gesagt, Major, daß es ein Gelegenheitskauf war. Ein Wildschütz kam durch das Dorf und bot sein Wildpret in den Häusern aus.«

»Haben Sie das ganze Reh gesehen?«

»Nein, er hatte nur noch eine Keule davon, die aber ganz vortrefflich ist. Er hatte es im Einzelnen verkauft — Niemand würde hier ein ganzes Reh gekauft haben — daß es aber frisch war, dafür bürge ich.«

»O, wenn es auch schon ein wenig gerochen hätte, dann wäre es nur um so besser.«

»Mein Onkel ist in dieser Beziehung wahrhaft schrecklich,« sagt Mademoiselle Eolinde; »ich kann es durchaus nicht leiden, wenn das Fleisch riecht.«

»Und Sie, schöne Dame,« fragt Herr Pothery, indem er sich zu Madame Roquette wendet, »lieben Sie auch Fleisch, welches riecht?«

»Ja wohl, ja wohl, dann ist es erst recht nach meinem Geschmack.«

Diese Antwort scheint dem Herrn des Hauses großes Vergnügen zu machen und die Hoffnung zu steigern, welche er in Bezug auf die Eroberung dieser Dame hegt.

Endlich wird der schöne Wildpretbraten von Lieberose

herbeigebracht, welche zugleich eine picante Sauce servirt, indem sie bemerkt:

»Das ist eine Sauce, in der man Bullenfleisch essen könnte.«

Jeder bewundert den Umfang des Bratens.

»Ich verstehe niemals so etwas zu tranchiren,« sagt Madame Pothery, »und Du, liebes Männchen — wie? — Du antwortest mir ja nicht!«

Das liebe Männchen ist eben im Begriff, mit Madame Roquette zu liebäugeln, fährt aber bei der wiederholten Frage seiner Ehehälfte zusammen und ruft:

»Ich, liebes Weibchen — ich verstehe leider auch nichts zu transchiren als höchstens einen Käse.«

»Geben Sie mir den Braten hierher,« sagt der Major, »mit Rehen verstehe ich umzugehen, früher habe ich deren mehr als eins erlegt.«

Man schiebt den Braten dem Major hin, welcher ihn zu besichtigen beginnt und dann murmelt:

»Sacrebleu! was soll das heißen? er ist noch zu frisch — er will sich nicht anschneiden lassen.«

»Vielleicht taugt Ihr Messer nichts, Major.«

»Entschuldigen Sie, das Messer ist gut. Ah, sapristi, nachgeben mußt Du doch — wir werden mit Dir schon zu Stande kommen — aber seltsam ist es doch!«

»Was denn, Major?«

»Es kommt mir gar nicht vor wie Rehfleisch. Wo ist dieses denn geschossen?«

»In dem Wald von Raincy, glaube ich —«

»Na, wenn es nur gut ist.«

Dem Major ist es endlich gelungen, mehre Stücke

herunterzuschneiden. Man gibt dieselben herum und alle Gäste nehmen davon.

Es dauert nicht lange, so bewegen sich alle Kinnladen.

»Das ist sehr hart,« sagt Endymion, der wegen seiner falschen Zähne es für angemessen erachtet, sich weiter nicht auf den Wildbraten zu capriciren.

»Es ist hart und dennoch riecht es,« sagt einer der Supernumerarbeamten.

»Es hat viel goût!« ruft Madame Roquette, indem sie die Nüstern bläht.

»Es ist sonderbar,« sagt der Major. »Das sieht mir durchaus nicht aus wie Rehfleisch — es ist lang und faserig.«

»Vielleicht ist es zu sehr marinirt,« sagt Madame Pothery.

»O nein, es ist im Gegentheil Schade, daß es nicht noch mehr marinirt ist — indessen, da wir nichts Anderes haben, so müssen wir uns damit begnügen.«

Trotz aller ihrer Bemühungen, um zu thun als fände sie ihren Braten deliciös, gelingt es Madame Pothery doch nicht, ihn himmterzuschlingen, und ihr Gatte kann nicht umhin zu sagen:

»Es ist nicht so gut, als ich glaubte.«

»Ganz gewiß ist das, was wir essen, niemals Reh gewesen,« sagt der Major. »Das Stück, welches Sie kauften, muß doch noch mit seiner Haut bedeckt gewesen sein.«

»Ganz gewiß.«

»Lassen Sie mich einmal diese Haut sehen. Ihre Köchin muß sie doch noch haben.

»Lieberose! Lieberose!«

Die Köchin kommt mit ihrer mürrischen Miene herbei:

»Was gibt es denn?«

»Hast Du die Haut von der Rehkeule noch, welche wir jetzt essen?«

»Die Haut der Rehkeule?«

»Ja wohl, die Haut vom Braten.«

»Allerdings habe ich sie noch — ich wollte mir Handschuhe daraus machen lassen, aber sie stinkt so!«

»Bringe uns diese Haut.«

Lieberose entfernt sich und kommt bald darauf mit einem kurzhaarigen Fell wieder, welches sie dem Major überreicht.

Dieser betrachtet es einen Augenblick und ruft dann:

»Das ist niemals die Haut eines Rehes gewesen — es hat nicht einmal eine Aehnlichkeit damit.«

»Aber, Major dann müßte dieser Wildschütz uns betrogen haben.«

»Das Reh hat ein ziemlich langes und weiches Haar — dieses hier ist kurz und an manchen Stellen ganz abgerieben.«

»Von welchem Thiere haben wir denn gegessen?« fragt Mademoiselle Eolinde mit Entsetzen.

»Pardieu, das ist ein Wolfsfell!«

»Wolf! Wolf! Ach mein Gott, dann sind wir vergiftet!«

Schrecken malt sich auf den Gesichtern Aller. Nur Endymion, welcher den einzigen Bissen, den er versucht hat, nicht hat kauen können, sagt:

»Meine Damen, erschrecken Sie nicht — Wolffleisch ist vielleicht nicht ungesund — was meinen Sie, Major?«

»Das weiß ich selbst nicht. Bis jetzt habe ich noch niemals welches gegessen, aber es schmeckt sehr schlecht.«

»Aha!« sagt Lieberose, »deshalb hörte ich im Dorfe schreien: Man hat einen Wolf erlegt — Gaspard hat bei Bondy einen Wolf erlegt, — einen Wolf, der sich verirrt hatte — er hat eine Prämie deswegen bekommen. — Als der Kerl, der uns dies da verkauft hat, indem er sagte, es wäre eine Rehkeule, wieder auf die Straße hinunterkam, gesellte sich ein zweiter Bauernlümmel zu ihm und sagte: Gaspard, Du hast den Wolf erlegt — Du wirst etwas einschenken lassen.«

»Aber, Lieberose, von all diesem hast Du mir ja nichts gesagt.«

»Nun, so hören Sie doch, Madame; in dem Augenblick achtete ich nicht weiter darauf — ich verstand mich nicht auf Rehfleisch und Sie sich eben so wenig, wie es scheint.«

»O die Sache ist klar,« sagt der Major; »wir haben Wolfsfleisch gegessen — indessen, ich glaube, daß wir nicht daran sterben werden.«

Trotz dieser Versicherung des Majors geht das Diner ziemlich traurig zu Ende; fast niemand will das Dessert anrühren, und es dauert nicht lange, so erhebt sich Mademoiselle Colinde, indem sie sagt, sie wolle auf ihr Zimmer gehen und sich Thee kochen.

Madame Roquette beklagt sich hierauf über Schmerzen in den Eingeweiden, dann entfernt sich Herr Lentille, indem er sich den Leib hält.

Endymion kehrt auch bald auf sein Zimmer zurück, und als er später Jolibeau klingelt, damit dieser ihn auskleiden helfe, sagt sein Kammerdiener in vertraulichem Tone zu ihm:

»Herr Dufourré, ich weiß nicht, was in dem Hause vorgeht, aber schon mehrmals bin ich Lieberose begegnet, welche die Achse der Gesundheit in den Händen hat — Sie wissen wohl, was Madame Pothery mit diesem Namen bezeichnet?«

»Ja — ich verstehe —«

»Diesmal ging sie mit ihrer Achse zu Herrn Lentille, der, wie es scheint, blos sein Fernrohr zu handhaben versteht.«

»Das ist die Folge des Bratens. Denke Dir, Jolibeau, daß wir Wolfsfleisch anstatt Reh gegessen haben — ich konnte es, dem Himmel sei Dank, nicht hinunterbringen.«

»Ach, Herr Dufourré, was sagen Sie mir da? — die Köchin ist also auch zugleich Krankenwärterin?«

»Ja, sie bekleidet mehre Aemter gleichzeitig.«

»Offen gestanden, das gefällt mir nicht.«

»Warum denn nicht, Jolibeau?«

»Weil ich fürchte, daß sie einmal die verschiedenen Flüssigkeiten miteinander verwechselt.«

Ende des dritten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.